

Unverkäufliche Leseprobe



Martin Zimmermann

Versunkene Welten

Ruinenstädte in der Antike von Troja bis Pompeji

2026. 544 S., mit 13 farbigen Abbildungen und 8 Karten in einem Tafelteil

ISBN 978-3-406-83619-0

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/38770020>

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Martin Zimmermann

Versunkene Welten

GERDA HENKEL STIFTUNG

Die Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung wurde gemeinsam mit dem Verlag C.H.Beck gegründet. Ihr Ziel ist es, ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, grundlegende Erkenntnisse aus dem Bereich der Historischen Geisteswissenschaften einer interessierten Öffentlichkeit näherzubringen. Die Stiftung unterstreicht damit ihr Anliegen, herausragende geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen zu fördern – in diesem Fall in Form eines Buches, das höchsten Ansprüchen genügt und eine große Leserschaft findet.

Zuletzt erschienen:

Jill Lepore: Diese Wahrheiten

Eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika

Gudrun Krämer: Der Architekt des Islamismus

Hasan al-Banna und die Muslimbrüder

Thomas O. Höllmann: China und die Seidenstraße

Kultur und Geschichte von der frühen Kaiserzeit bis zur Gegenwart

Holger Gzella: Aramäisch

Weltsprache des Altertums

Karl-Joachim Hölkeskamp: Theater der Macht

Die Inszenierung der Politik in der römischen Republik

Peter Schäfer: Das aschkenasische Judentum

Herkunft, Blüte, Weg nach Osten

Dorothea Weltecke: Die drei Ringe

Warum die Religionen erst im Mittelalter entstanden sind

Pedro Barceló: Geschichte Spaniens in der Antike

Von den Phönikern bis zum Kalifat von Córdoba

Stig Förster: Deutsche Militärgeschichte

Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart

Susanne Heim: Die Abschottung der Welt

Als Juden vor verschlossenen Grenzen standen

Martin Zimmermann

Versunkene Welten

*Ruinenstädte in der Antike
von Troja bis Pompeji*

C.H.Beck

Mit 13 farbigen Abbildungen und 8 Karten in einem Tafelteil
Vorderer Vorsatz: Überblickskarte des Mittelmeerraums in der Antike
Hinterer Vorsatz: Thomas Cole, *The Course of Empire: Desolation*,
Ölgemälde, 1836

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildung: Robert Seldon Duncanson, *Pompeji*, Öl auf Leinwand,
1871, Washington, Smithsonian American Art Museum, © akg-images
Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 83619 0



www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

For the one to be loved

Inhalt

I.	Wie wir uns Ruinen aneignen	11
1.	<i>Erste Begegnung mit antiken Ruinenstädten</i>	11
2.	<i>Wider die intakte Stadt</i>	18
3.	<i>Anerkennung als Ruine: Die Last neuzeitlicher Perspektiven</i>	25
II.	Ruinenstädte in antiker Wahrnehmung	33
1.	<i>«Inmitten von Vergänglichem leben wir» – Menschen und Städte</i>	36
2.	<i>Ruinenstädte bei Strabon und Plinius dem Älteren: Vielfältige Ursachen für urbanen Untergang</i>	49
3.	<i>Verlassene Städte bei Pausanias: Der Alltag der Ruinenstadt aus Sicht eines griechischen Reisenden</i>	72

III. In historischer Frühzeit: Überall Ruinenstädte	93
1. <i>Ruinenstädte in mythischer Frühzeit</i>	98
2. <i>Überall Städte in den Epen Homers</i>	107
3. <i>Troja und Atlantis: Mythische Katastrophen</i>	114
4. <i>Mykene und Knossos: Ruinenstädte der griechischen Frühzeit</i>	134
5. <i>Fluterzählungen in Griechenland und Vorderasien</i>	162
6. <i>Helike: Eine Naturkatastrophe in Griechenland</i>	196
IV. Von der Archaik bis in den Hellenismus:	
Krieg und Ruine in Griechenland	211
1. <i>Zerstörung im Krieg</i>	214
2. <i>Der verengte Blick der Geschichtsschreiber und die Statistik</i> .	218
3. <i>Wiederbesiedlung als Normalfall und endgültiger Untergang</i> <i>in Olynth</i>	224
4. <i>Theben: Zerstörung und Neubeginn</i>	243
5. <i>Sybaris und Megalopolis: Dekadenz und Hybris</i>	256
6. <i>Ninive, Babylon, Persepolis: Auslöschung alter Reiche</i>	277
V. Eine neue Weltmacht: Krieg und Ruinen	
in der römischen Welt	317
1. <i>Mythische Urbanisierung Italiens, die Gründung Roms</i> <i>und die Auslöschung der Städte</i>	317
2. <i>Roms Vernichtungskriege als ubiquitäre Stadtzerstörung:</i> <i>Texte und Bilder</i>	343
3. <i>Zerstörung oder Erhalt: Die Verhältnismäßigkeit der</i> <i>Ruinierung</i>	353
4. <i>Zerstörung und Integration: Ruinenstädte und urbane Blüte</i> <i>von den westlichen Provinzen bis in die östliche Mittelmeerwelt</i>	362
5. <i>Korinth und Karthago: Exempla der Zerstörung</i>	378
6. <i>Pompeji: Eine Naturkatastrophe im Römischen Reich</i>	403

VI. Epilog: Ruinenstädte als Alltag und die Gestaltungskraft antiker Gemeinschaften	415
--	-----

Anhang

<i>Dank</i>	431
<i>Anmerkungen</i>	434
<i>Literaturverzeichnis</i>	470
<i>Bildnachweis</i>	528
<i>Namenregister</i>	529
<i>Ortsregister</i>	535

*«Man kann sich die Geschichte länglich denken.
Sie ist aber ein Haufen.»*

Thomas Heise, Material, 2009

I. Wie wir uns Ruinen aneignen



1. Erste Begegnung mit antiken Ruinenstädten

«Ich weiß sogar, wo das Grab des Aristoteles ist. Aber dorthin führe ich dich heute nicht mehr.» Mit diesen Worten verabschiedete sich vor einigen Jahren ein türkischer Bauer von mir. Widerspruch schien zwecklos. Die denkwürdige Szene spielte sich unweit der türkischen Stadt Dikili ab, in Sichtweite der griechischen Insel Lesbos. Früh am Morgen hatte der Mann unsere kleine Forschungsgruppe, die das Umland Pergamons erkundete, auf einen Berg geführt. Er liegt in Sichtweite der antiken Königsmetropole und wird von den Hirten «Berg der Raubgräber» genannt. Dies hatte uns aufhorchen lassen, da auf jenem Hügel in modernen Karten keine antike Stätte verzeichnet war. Auf Nachfragen beim Bürgermeister Dikilis stellte ein junger Mann der Stadtverwaltung, der sich für die antiken Überreste der Gegend begeisterte, den Kontakt zu unserem Führer her. Als wir uns an jenem Morgen kurz nach Sonnenaufgang trafen, führte er uns mit einer Mischung aus Überlegenheit, mit

der er sein Geheimwissen über unbekannte antike Überreste zur Schau stellte, und gesuchter Distanz auf den Hügel. Da wir in den Dörfern häufig mit Prahlereien über angeblich geheime und verborgene Schätze der Antike konfrontiert waren, folgten wir ihm voller Skepsis. Diese wich rasch einer gewissen Euphorie, denn auf dem Hügel befanden sich tatsächlich die Überreste einer antiken Kleinstadt, von der man bisher nahezu nichts gewusst hatte. Von ihrer kleinen Akropolis bot sich ein ausgezeichnete Ausblick auf das Flusstal des Kaikos im Norden bis hin zum Meer im Westen. Eine ideale Lage für eine antike Siedlung, die viele Jahrhunderte nur Hirten mit ihren Ziegen besucht hatten. Die verstürzten Stadtmauern, Reste von Wohnhäusern sowie die Spuren einer Nekropole lagen unter dichtem Gebüsch seit 2000 Jahren im Dornröschenschlaf.

Wie unsere Erforschung in den folgenden Wochen zeigen sollte, handelte es sich um einen kleinen Ort, der von den Königen Pergamons in hellenistischer Zeit mit neuen Befestigungsmauern versehen worden war. So diente er als militärischer Außenposten zum Schutz des pergamenischen Territoriums. Zu unserer Überraschung war die vorteilhaft an fruchtbaren Feldfluren gelegene Siedlung im 1. Jh. v. Chr. verlassen worden.¹ Sie hatte offenbar dasselbe Schicksal erfahren wie die bei Dikili gelegene antike Stadt Atarneus, die zu derselben Zeit aufgegeben worden war. Dieser Ort war in der Antike recht bekannt, weil die Siedlung seit dem 6. Jh. v. Chr. von beachtlicher Größe und von einer imposanten Mauer umgeben war. Im 4. Jh. v. Chr. war Atarneus die führende Stadt der antiken Landschaft Äolis. Mit dem um 300 v. Chr. beginnenden Aufstieg Pergamons verlor sie ihre politisch herausragende Stellung, um im 1. Jh. v. Chr. zur Ruinenstadt herabzusinken. Im 4. Jh. v. Chr. hatte ein lokaler Herrscher namens Hermias über überregionale Prominenz verfügt. Diese verdankte er seinem engen Kontakt zu Aristoteles, eine Verbindung, um die sich in der Antike viele Legenden rankten. In der Stadt Atarneus schienen auf ideale Weise Philosophie und politische Praxis zueinandergefunden zu haben.² Wie die Abschiedsworte des Bauern erkennen ließen, waren diese Legenden um Atarneus und Aristoteles auch der heutigen türkischen Dorfbevölkerung bekannt.

Beeindruckend an unserem Ausflug auf jenen Berg war die Beobach-

tung, dass neben der großen Stadt Atarneus auch die dortige Kleinstadt bereits in vorchristlicher Zeit verlassen wurde. Die ungeheure Prosperität Pergamons, politisch-militärische Ereignisse und die Kontrolle Kleinasiens durch die Römer – also ein Bündel unterschiedlicher Faktoren – waren die Ursache dafür, dass beide Städte aufgegeben wurden.³ Zur Siedlungsdynamik der Region gehörte demnach gleichermaßen der Aufschwung der neuen Königsmetropole und des ländlichen Raums wie die allmähliche Aufgabe ganzer Nachbarstädte. Im Anschluss an diesen Befund stellte sich die Frage, wie diese schon im Späthellenismus entstandenen Ruinenstädte zu einer antiken Kultur passen, die nach geläufiger Ansicht von einem stetig fortschreitenden Verstädterungsprozess geprägt war.⁴ Allein an diesen beiden Beispielen zeigt sich, dass die Vorstellung, antike Städte seien vor allem erst am Ende der Antike – mithin in der Spätantike und im Mittelalter – untergegangen, nur einen Ausschnitt der antiken Stadtgeschichte trifft. Waren bereits in der Antike entstandene Ruinenstädte also eine regional begrenzte Erscheinung, die bei allgegenwärtiger Verstädterung eher die Ausnahme war? Oder führen uns diese Beispiele auf eine in modernen Werken zur antiken Stadtgeschichte unbeachtete, dunkle Seite der Urbanisierung, nämlich das Scheitern von Städten, ihre Zerstörung und ihr Verlassenwerden?⁵ Und wenn dem so war: Wie lebten die Zeitgenossen mit dem Scheitern von Städten, die sie wie die Landbevölkerung in den genannten Fällen täglich vor Augen hatten?

Als ich mir in Atarneus diese Fragen stellte, erinnerte ich mich daran, dass mir in zwei Jahrzehnten archäologischer Forschungen bereits häufiger Städte mit ähnlichem Schicksal begegnet waren. Der einstmals florierende lykische Ort Zagaba wurde nach einer Blüte in archaisch-klassischer Zeit um 400 v. Chr. zugunsten der Neugründung Kyaneai verlassen.⁶ Das westkleinasiatische, südlich von Pergamon gelegene Larisa am Hermos war schon bald nach 300 v. Chr. nach wechselvoller Geschichte ebenfalls nurmehr Ruinenstadt.⁷ Der Neugründung Prienes im 4. Jh. v. Chr. ging das Ende der gleichnamigen Stadt voraus, deren Hafen durch den Schlamm des Flusses Mäander unpassierbar geworden war.⁸ Das nahe gelegene Städtchen Myous war im Späthellenismus Ruine, nachdem die Bewohner wohl infolge einer Mückenplage und einer da-

mit verbundenen Malariaepidemie in die Nachbarstadt Milet übergesiedelt waren.⁹ Bei etwas Überlegung lassen sich auch jenseits von Kleinasien weitere solcher Beispiele in anderen Teilen der Mittelmeerwelt auffinden. Althistorikern und Archäologen, insbesondere den Spezialisten für Regionalforschungen etwa in Kleinasien, Griechenland, Italien, Gallien oder Spanien, sind solche Stadtgeschichten gut bekannt. Diese Einzelbeispiele sind schwerlich zu einem Gesamtbild zusammenzufügen und bleiben auf den ersten Blick düstere Solitäre in einer Welt zahlloser prosperierender Städte. Sie haben wie die genannten Beispiele eine spezifische Geschichte in ihrer jeweiligen Region, aus der sich kaum allgemeine Regeln für den Ablauf eines solchen Untergangs ableiten oder gar Aussagen über die Verbreitung solcher Entwicklungen treffen lassen. Allgemeine Schlüsse können nur gezogen werden, wenn das Phänomen der verlassenen und untergegangenen Städte in einem größeren chronologischen Rahmen und vor allem in einem größeren geografischen Raum betrachtet wird.

Ein solches Unterfangen wäre aussichtslos, wollte man versuchen, sich einen auch nur annähernd umfassenden Überblick über antike Städte und ihre Siedlungsgeschichte zu verschaffen. Allein ein Blick in den im Jahr 2000 von Richard J. A. Talbert herausgegebenen *Barrington Atlas of the Greek and Roman World* und die beiden Begleitbände ließe verzweifeln.¹⁰ Dutzende von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern haben in jahrelanger Arbeit Abertausende von Orten zusammengetragen, ihre Lage bestimmt, Siedlungsphasen notiert und unzählige Referenzen konsultiert. Welch schiere Materialmengen für einen Gesamtüberblick aller antiken Städte zu bewältigen wären, zeigt auch ein anderes, aktuell laufendes Projekt. An der New York University und der Universität von Chapel Hill in North Carolina ist das Projekt *Pleiades* angesiedelt. In diesem nach dem Sternbild benannten Vorhaben werden außer den bereits registrierten Einträgen des *Barrington Atlas* alle jüngeren Forschungen zu antiken Orten in einer Datenbank zusammengetragen. Gemeinsam mit Altertumswissenschaftlerinnen und Altertumswissenschaftlern weltweit wird so an einem digitalen Ortsverzeichnis gearbeitet.¹¹ Rund 40 000 antike Siedlungen sind aktuell erfasst. Und man kann risikolos prognostizieren, dass im nächsten Jahrzehnt mehrere tausend Orte hin-

zukommen werden. Selbstbewusst können die Initiatoren daher verkünden, es sei ein Projekt für das vor uns liegende 21. Jahrhundert; die Datenbank ist für alle frei zugänglich.¹² Hypothetisch ließe sich auf dieser Grundlage eine aus unzähligen Punkten bestehende Gesamtkarte antiker Orte in ihrer dynamischen Entwicklung erstellen und statt eines festen Musters bei diachroner Betrachtung ein Bild generieren, in dem die Ortsmarkierungen ständig wechseln. Punkte in der Karte entstehen und verschwinden wieder, während andere standhaft weiterexistieren. Solch eine Darstellung wäre sicherlich faszinierend. Und doch gliche es einer Herkulesaufgabe, dieses Flackern unzähliger Punkte systematisch auszuwerten. Bei jedem Eintrag müsste der gesamte Bestand antiker Zeugnisse bis hin zu den archäologischen Überresten vor Ort nochmals geprüft werden, ein für eine Einzelperson unmögliches Unterfangen. Ähnliches gilt auch für das im Copenhagen Polis Center erstellte «Inventar griechischer Poleis» der archaischen und der klassischen Zeit, für das 1035 solcher Bürgerstaaten identifiziert wurden. In einer Übersicht zum Jahr 400 v. Chr. verdeutlichen die Herausgeber, dass allein für diesen Zeitpunkt rund 200 Orte nicht mehr oder noch nicht autonome Polis waren, demnach ständige Schwankungen zu beobachten sind.¹³ Und von insgesamt 1500 angenommenen Poleis ließen sich gerade einmal zwei Drittel erfassen.¹⁴ Zur Existenz städtischer Zentralorte in diesen Poleis ist damit aber noch gar nichts gesagt. Die Suche nach Ruinenstädten stünde auch hier am Anfang, um nur für die griechischen Poleis einen Überblick zu gewinnen.

Für die Frage, welche Rolle die lokalen Verhältnisse in der antiken Mittelmeerwelt insgesamt spielten, wäre zudem wenig gewonnen. Angesichts der nicht zu bewältigenden Datenflut beschloss ich, in bescheidenerem, aber repräsentativem Rahmen zu ermitteln, wie Stadtruinen antike Landschaften prägten. Durch die Auswertung der archäologischen Forschung und der antiken Texte der Geschichtsschreibung sowie der geografischen Literatur öffnete sich die Tür zur dunklen Seite antiker Stadtgeschichte immer weiter. Autoren wie Strabon, Plinius oder Pausanias nennen hunderte Ruinenstädte namentlich. Die Geschichtsschreibung berichtet von einigen tausend Orten, die angeblich bei innergriechischen Konflikten und vor allem im Zuge römischer Expansion

komplett zerstört wurden. Nach der Lektüre ausgewählter Texte summierten sich die anfänglichen Einzelfälle über die Jahre hinweg schließlich zu Ruinenstädten in vierstelliger Zahl. Es zeigte sich rasch, dass sie in einem Umfang für die Zeitgenossen präsent waren, der kaum bekannt ist und von der blühenden Stadtkultur verdeckt zu sein scheint. Die Erfolgsgeschichte antiker Urbanisierung ist von Beginn an auch eine Geschichte des Scheiterns und des Untergangs. Und um diese geradezu alltägliche Kehrseite antiker Stadtgeschichte soll es in diesem Buch gehen.

Aus heutiger Perspektive zeigte sich jenseits der blühenden Urbanisierung ein auf den ersten Blick irritierendes Bild des Niedergangs und Verfalls. Was zum Vorschein kommt, kann jedoch auch positiv als ungeheure Dynamik antiker Siedlungsgeschichte gewertet werden, die nicht in einer Urbanisierung als reiner Erfolgsgeschichte aufgeht. Wie bereits das Beispiel Pergamons zeigte, mussten für die Blüte vieler Städte andere Orte zahlen.¹⁵ Damit ist aber nicht gesagt, dass deren Bewohner unbedingt Leidtragende waren. Wenn sie nicht vor einer militärischen Übermacht kapitulieren mussten, was allerdings häufig vorkam, trafen sie oft selbst die Entscheidung, ihren Ort aufzugeben. Vielfach lässt sich beobachten, dass ein städtischer Raum und seine Architektur als ephemere materielle Hülle verstanden wurden, mit der sich eine Gemeinschaft auf Zeit ein urbanes Erscheinungsbild gab. Bei der Sammlung der vielen Hinweise auf antike Ruinenstädte war ich gleichermaßen davon fasziniert, dass die zahlreichen Zerstörungen nichts daran änderten, dass die Zeitgenossen trotz bisweilen dramatischer Untergangsszenarien die Stadt als selbstverständliche Lebensform neben den Dörfern und zahllosen Gehöften grundsätzlich bevorzugten. Sie unternahmen selbst im Angesicht vielfältigen Scheiterns ständig neue Versuche, lebensfähige Stadtgemeinschaften zu gründen, zu erhalten und auszubauen. Die Aufrechterhaltung einer städtischen Siedlung – verstanden als topografisch geschlossener Wohnort für mehrere tausend Bewohner, ausgestattet mit mannigfaltiger Bausubstanz, Zentralortfunktion für ein Umland, hohem Grad an Arbeitsteilung und anderen Kennzeichen höher entwickelter Orte – erforderte viel Energie und Einsatzbereitschaft.¹⁶ Diese waren nötig, da eine antike Stadt ein komplexes Gebilde war, das sich in ständi-

gem Wandel befand, dauerhaft in ihrem Bestand gefährdet war und seinen Einwohnerinnen und Einwohnern eine ungeheure Anpassungsfähigkeit an aktuelle Herausforderungen abverlangte. Selbstverständlich tat man alles, um die eigene Stadt zu erhalten. Und der dauerhafte Erfolg einer langanhaltenden Besiedlung wurde regelmäßig als hohes, ehrwürdiges Alter gefeiert, das die Ursprünge einer Gemeinschaft in der mythischen Frühzeit verortete. Eine Stadt konnte aber auch, sobald sich eine attraktivere Alternative bot oder die politische Großwetterlage es nahelegte, wie ein unpassendes oder schadhaftes Kleidungsstück abgelegt werden. Auch aus dieser Perspektive zeigt sich die antike Stadt als ein Gebilde, das in ständigem Wandel begriffen war – im positiven wie im negativen Sinn. Oder wie es in einer Studie zur antiken Stadt von Greg Woolf treffend heißt: «Urbanismus steckte die Grenzen des Erfolgs ab, nicht die Grenzen des Bemühens.»¹⁷

Wenn hier die Kehrseite der Verstädterung erstmals in größerem Rahmen betrachtet wird, soll dabei keine Untergangsgeschichte geschrieben werden. Im Zentrum steht vielmehr die Feststellung, dass die allorts sichtbaren Ruinenstädte paradoxerweise alltäglicher Teil jener Erfolgsgeschichten waren, die sich beinahe alle antiken Gemeinschaften erzählten, um sich historische Größe zu geben. Um dieses Szenario vor Augen zu führen, ist es gar nicht nötig, Tausende von Städten zu erfassen. Schon ein erster repräsentativer Überblick kann die Sinne schärfen und im besten Fall dazu anregen, in einzelnen Regionen der Mittelmeerwelt genauer hinzusehen, als es angesichts der Masse an Zeugnissen in diesem Buch – trotz seines Umfangs – möglich ist. Allein damit wäre viel gewonnen. Dies gilt für einzelne Städte, für regional begrenzte urbane Kommunikationsräume und auch für die unterschiedlichen Imperien, die im Laufe der Jahrtausende in der Mittelmeerwelt aufblühten und wieder zerfielen.

Aus heutiger Perspektive sollte dieses Phänomen aber nicht bewertet werden, indem vorrangig negativ konnotierte moderne Kategorien von Scheitern, Niedergang oder melancholischer Rückbesinnung ins Spiel gebracht werden. Wenn Ruinenstädte nur als Störfall einer großen Erfolgsgeschichte betrachtet werden, können diese als Phänomen nicht angemessen gewürdigt werden. Verlassene Städte der Antike und selbst

I. Wie wir uns Ruinen aneignen

die teilweise Ruinierung, die Baustelle und das Unfertige fanden jedenfalls vor dem Hintergrund der urbanen Prosperität kaum Interesse.¹⁸ Diese Sichtweise ist wesentlich diejenige des modernen Stadtmenschen der reichen Industrienationen, der die möglichst makellose Intaktheit der Stadt als selbstverständliches, überzeitlich präsenten Ziel urbaner Gestaltung begreift. Diese Perspektive kann sich sogar auf antike Stadtdiskurse berufen, bei denen der intakte und blühende städtische Raum das eigentliche Ziel politischen Engagements der Mächtigen war, was in zahllosen Inschriften und literarischen Texten entsprechend kommuniziert wurde.¹⁹ So erklärt es sich gewiss zu einem Teil, dass sich bislang kein einziges Buch Städten widmet, die bereits in der Antike Ruine waren. Es gibt zwar zahlreiche Studien, in denen Ruinen einzelner Bauten thematisiert werden, und jüngst wurde gar eine voluminöse «Universalgeschichte der Ruine» geschrieben, aber schon in der Antike entstandene Ruinenstädte bleiben dort wie in den verschiedenen anderen Publikationen ein Randphänomen.²⁰ Eine Forschungstradition, die schon in der Antike verlassene Städte ausführlich als omnipräsente Realität behandelt, existiert angesichts dieser verengten Perspektive schlicht nicht. Mit dieser Monografie wird Neuland betreten.

2. Wider die intakte Stadt

Hintergrund dieses bemerkenswerten Desiderats sind die unterschiedlichen Formen der heutigen Wahrnehmung und Deutung von antiken Ruinen, die sich gut unter dem Begriff der Aneignung fassen lassen. Diese konzentrieren sich zudem auf antike Ruinen als Überreste untergegangener Kulturen, und nicht als allgegenwärtige Lebensrealität dieser Kulturen selbst. Im Wortsinn macht sich der moderne Betrachter ein solches Trümmerfeld «zu eigen», ordnet es in die eigene Lebenswelt ein, befriedigt sein Interesse an Geschichte oder nutzt es, um professionelle archäologische wie historische Forschung mit wechselnden Fragestellungen vorzunehmen.²¹ Die archäologischen Überreste dienen folglich dazu, ausgehend von der eigenen Lebenswelt mit ihren jeweils speziellen Signaturen, das sich laufend wandelnde historische Verständnis zu er-

weitern – oder aber wie Millionen Besucher antiker Stätten wie Pompeji oder Troja schlicht sehr persönliche Bedürfnisse nach visuellem Genuss und kulturellen Interessen zu befriedigen.

Der Fokus auf die Blüte der antiken Stadtkultur führte zu zwei Schwerpunkten im Rückblick auf diese Kultur, die einer unvoreingenommenen Beschäftigung mit den Ruinenstädten im Weg standen und stehen. Diese zwei Perspektiven verengen den Blick und sollten zunächst vergegenwärtigt werden, um die von ihnen konstruierten Einschränkungen ablegen und den Blick weiten zu können. Heutzutage dominiert zum Ersten das Bestreben, die antike Stadt als intaktes und funktionsfähiges Architekturensemble zu imaginieren und auch die archäologisch erschlossenen urbanen Transformationsprozesse auf eine Weise zu betrachten, die das pulsierende Leben in den Vordergrund stellt. Daraus ergibt sich zum Zweiten, dass die Beschäftigung mit bereits in der Antike entstandenen Ruinen auf einzelne Monumente konzentriert ist, die auf den ersten Blick Gelegenheit geben, sie im Sinne neuzeitlicher Ruinendiskurse zu verstehen, da sie nach modernem Verständnis als Gedächtnis- und Erinnerungsorte in blühenden Stadtprospekten fungierten. Im ersten Fall wird der Verfall ausgeblendet, im zweiten werden in der Antike identifizierte und inszenierte Trümmer mit modernen Wahrnehmungsmustern gedeutet.

Der heute aus unterschiedlichen Gründen offensichtliche Hang, Städte und urbane Architekturen als intakte Ensembles zu imaginieren, lässt sich an zahllosen Beispielen illustrieren. In Zeiten zunehmender Digitalisierung bemühen sich viele Grabungen, Stadtmodelle zu erstellen, die ganze Orte oder Stadtteile in strahlender Architektur ohne jeden Makel zeigen.²² Die Antike scheint so buchstäblich neu zu entstehen.²³ Als bekanntes Beispiel für solche Stadtvisionen sei nur das berühmte Holzmodell der Stadt Rom genannt, das im Museo della Civiltà Romana im römischen Stadtteil EUR steht. Das Museum selbst ist seit Jahren geschlossen, aber das Bild ist jedem Romreisenden vertraut. Alle Touristenläden in Rom bieten Abbildungen davon auf Postkarten und als Poster an.²⁴ Großes Interesse an solchen Rekonstruktionen zeigen auch neuere Konzepte der visuellen Wiederbelebung antiker Städte. Die Panoramen, die beispielsweise der Künstler Yadegar Asisi in Anlehnung an

ältere Vorbilder erstellt hat, locken zahllose Besucher an. Das Bild des konstantinischen Roms, das 2005 in Anlehnung an ein Panorama aus dem 19. Jahrhundert im Gasometer in Leipzig entworfen wurde, fand ebenso Zuspruch wie die aktuell von Asisi gezeigte Rekonstruktion Pergamons auf der Museumsinsel in Berlin.²⁵ Weder das Holzmodell noch die Panoramen vermögen aber auch nur im Ansatz, die ganze Dynamik antiker Urbanistik zu visualisieren. Im Gesamtbild werden hier trotz großer Detailtreue reine Fantasiewelten gezeigt.²⁶ Es fehlen neben den intakten Großbauten die Baustellen, die Vernachlässigung, die Ruinen und die infolge architektonischen Verfalls entstandenen Brachflächen.²⁷ Jede Störung und jede Form des Wandels werden in einer solchen vermeintlichen Momentaufnahme verborgen. Jede antike Stadt und ihre Bauten sind aber ständigen Veränderungen bis hin zu Verfallsprozessen ausgesetzt.²⁸ Gebäude haben eine begrenzte Lebensdauer, weshalb von den Bewohnern Aufmerksamkeit, Strategien des Erhalts, der Erneuerung, aber auch Entscheidungen, Überkommenes aufzugeben, gefordert sind. Die Gestaltung des äußerst wandlungsfähigen Raumes verlangt immer dann Innovation, wenn politische Umbrüche, ja selbst langandauernde gesellschaftliche Veränderungsprozesse erfolgen, wenn neue Machtverhältnisse und sich wandelnde soziale Ordnungen im Stadtraum abzubilden sind.²⁹ Gleiches gilt für regionale wie überregionale Siedlungsstrukturen, zu denen Städte gehörten. Das Aufblühen neuer Zentren wird begleitet von unterschiedlich alten Stadtruinen.

Der heute jedoch sehr präasente Hang zu Rekonstruktionen, die intakte urbane Kultur abbilden, kann schon in der Antike bestehenden Ruinen nur Aufmerksamkeit schenken, wenn sie sich als einzelne, immer wiederkehrende Exempla antiker Ruinenwahrnehmung geradezu aufdrängen. Sie zählen zu den so genannten Relikten vielfältiger Art, die Anknüpfungspunkte für Erinnerungskultur und Identitätsstiftung bilden. Sie waren der eigenen Lebenswelt verpflichtet und untrennbar mit der Gegenwart und verschiedenen aktuellen Interessenlagen verbunden.³⁰ Dieser antike Blick auf Relikte, zu denen auch Ruinen einzelner Bauten zählen, ist in den letzten Jahrzehnten verschiedentlich thematisiert worden.³¹ Von dem Moment an, als die antiken Erinnerungskulturen, ihr kollektives oder kulturelles Gedächtnis (M. Halbwachs/J. Ass-

mann) oder die «Erinnerungsorte» (P. Nora) zu einem prominenten Thema der Altertumsforschung wurden, rückten auch diese antiken Ruinen und ihre Funktion für die Identitätsbildung antiker Kulturen zumindest am Rande ins Blickfeld.³² Die ältere Ansicht, der zufolge in der Antike wie im Mittelalter eine ausgeprägte Wahrnehmung der Ruinen gefehlt habe, wurde weitgehend revidiert.³³ Die «Entdeckung der Vergangenheit» in verfallenen Überresten ist selbstverständlich schon eine Errungenschaft antiker Kulturen.³⁴ Doch trifft dies das Richtige? Haben antike Zeitgenossen und neuzeitliche Gelehrte vergleichbare Perspektiven auf antiken Verfall? Und gilt dies auch für die Ruinen von ganzen Städten? Gab es eine nostalgische Wertschätzung oder melancholische Betrachtung von Ruinen auch schon in der Antike?³⁵

Anhand vieler Texte können wir sehen, wie damals die eigene Vergangenheit gedeutet und konstruiert wurde. Mit einigem Aufwand erzählten antike Zeitgenossen von den mythischen Ursprüngen ihrer Gemeinwesen und gestalteten nachträgliche Geschichtskonstruktionen, mit denen jeweils lokal spezifische Ziele verfolgt wurden. Dies wurde aus heutiger Perspektive mit dem Begriff der «intentionalen Geschichte» bezeichnet, in die auch physische Relikte eingebunden werden konnten.³⁶ Folglich konnte bei der Zurschaustellung materieller Zeugnisse, welche diese Konstruktionen beglaubigen sollten, nichts dem Zufall überlassen werden. Alte Baureste ließen sich integrieren, aber allein mit umsichtiger Planung, die eine überlegte Gestaltung einschließlich Neubauten umfasste, glaubte man, auf der sicheren Seite zu sein.³⁷ Unter den Relikten, die für solche Geschichtskonstruktionen gezeigt wurden, nehmen daher Bauruinen einen verschwindend kleinen Platz ein. Verschiedentlich zeigte man die angeblichen Wohnhäuser oder Paläste mythischer Gründer, die mit Schildern kenntlich gemacht oder gar von Zeitgenossen bewohnt wurden, demnach bis hin zur Möblierung angeblich über viele Jahrhunderte intakt geblieben waren.³⁸ Als Teil einer spezifischen Geschichtskultur spielten einzelne Mauerreste zerstörter Bauten oder die sichtbare Wiederverwendung älteren Steinmaterials eine Rolle.³⁹ Athen ist ein bekannter Fall: Hier ließ man etwa die so genannten Kyklopenmauern auf der Akropolis vor dem Parthenon sichtbar stehen. Und auch Mauern aus mykenischer Zeit wurden dort an den Propyläen belassen,

um zu signalisieren, dass Athen schon in uralten Zeiten hier gestanden habe und im Gegensatz zu anderen Nachbarn, die zugewandert waren, autochthon war.⁴⁰ Eine weitere wichtige Rolle spielten dort ferner die Spuren, welche die Zerstörung in den Perserkriegen hinterlassen hatte und die ostentativ zur Schau gestellt wurden.⁴¹ Als die Athener die Akropolis nach 479 v. Chr. wiederaufbauten und neu befestigten, ließen sie die nach der Zerstörung hastig aus den Trümmern der Heiligtümer errichtete Mauer stehen, die noch heute mit den zahllosen verbauten Spolien sichtbar ist. Die Bauteile der Ruinen fungieren als Identitätsmarker vermeintlicher Unbesiegbarkeit.⁴² Entscheidend war aber, dass die sichtbaren alten Überreste Bestandteil eines prosperierenden Stadtbildes besonderer Prominenz waren. Die Überwindung des Verfalls durch imposante und viele Bauwerke andernorts übertreffende Neubauten war die Bedingung dafür, dass alte Überreste überhaupt vorzeigbar waren. Und wie in Griechenland ist auch in der Metropole Rom das Bemühen bezeugt, Orte der Erinnerung instand zu halten. Das Haus des Romulus auf dem Palatin,⁴³ der Tempel des Iuppiter Feretrius, welcher der Legende nach der erste Tempel Roms war und von Augustus neu gebaut wurde,⁴⁴ die Höhle des Lupercal, der Ficus Ruminalis auf dem Forum, die Roma Quadrata auf dem Palatin, die Quelle der Iuturna oder der Lacus Curtius auf dem Forum – solche emblematischen Orte der mythografischen Topografie wurden regelmäßig renoviert und instand gehalten. Hierbei ging es um «lebendige und handlungsorientierende Vergegenwärtigung» gegen «bloße antiquarische Neugier und Pietät», für die eine Ruine ein geeignetes Objekt gewesen wäre.⁴⁵ Neubauten wurden demnach als Relikte alter Zeiten inszeniert – eine weit verbreitete Form antiker Erinnerungskultur. Ruinen wollte man gerade nicht sehen. Dies gilt im Übrigen noch heute. Man denke nur an den Balkon, den jährlich Tausende von Touristen in Verona als Treffpunkt von Romeo und Julia besuchen. Er wurde erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts gebaut, als Reisende danach fragten.

Während man in der Antike etwa bei Tempeln bisweilen Überreste der Vorgängerbauten sichtbar ließ – ohne dass wir sagen können, ob diese auch immer als solche wahrgenommen wurden –,⁴⁶ bemühte man sich ansonsten um möglichst plausible architektonische Neuschöpfungen, in die aber alte Baustrukturen sehr unterschiedlicher Art integriert

werden konnten. Bemerkenswert ist, dass den antiken Zeitgenossen eine besondere Ehrfurcht vor alten Ruinen, die sich etwa im Erhalt des ursprünglichen Zustands geäußert hätte, fehlte. Sie wurden in einigen Orten sehr überlegt eingesetzt, wenn dies innerhalb einer bestehenden Stadt angesichts der Topografie und der Ziele eines bestimmten historischen Narrativs opportun erschien, ansonsten jedoch weitgehend ignoriert. Alte Mauern, die in der Stadt zu sehen waren oder bei Baumaßnahmen zutage kamen, hatten demnach keinen positiven Wert an sich. Sie konnten aber durch Erzählungen und performative Inszenierungen positiv aufgeladen werden, die zwar von den konkreten Überresten angeregt gewesen sein mögen, ihnen aber in aller Regel vorausgingen oder, anders ausgedrückt, ein bereits bestehendes Interesse bedienten. Üblicherweise handelt es sich in solchen Fällen um Bauwerke, Gräber oder einfache Orte in Stadt und Umland, die mit einigem Aufwand ständig erneuert, überhaupt erst gebaut oder als Handlungsorte mythischen Geschehens identifiziert wurden. Teils wurden auch ältere Artefakte herbeigeschafft, archaisierende Architekturen und Bauschmuck hergestellt, um Alter vorzutäuschen oder bewusst Erinnerungslandschaften zu kultivieren.⁴⁷ Mit viel Aufwand wurden durch Baumaßnahmen historische, vor allem aber mythische Ereignisse konkret verankert und buchstäblich greifbar gemacht.⁴⁸ Insbesondere materielle Relikte wie Waffen, Reste von Schiffen, Gefäße, Inschriften, Musikinstrumente, Schmuckstücke, Kleidung, Möbel und anderes mehr wurden gesammelt, ausgestellt und mit Geschichten umflochten.⁴⁹

Bezeichnend ist aber, wie etwa die kaiserzeitlichen Autoren Dion Chrysostomos, Aelius Aristides und Pausanias betonen, dass an vielen Orten, an denen die Zeitgenossen Episoden der mythischen Geschichte spielen lassen, kaum etwas zu sehen war.⁵⁰ Gegen einen kleinen Lohn wurde den Interessierten Orientierung bei Besichtigungen geboten. In wortreichen und farbigen Vorträgen, welche die alten Erzählungen möglichst fesselnd ausschmückten, bediente man die Sensationslust und die Wissbegier von Reisenden. Den Fremdenführern – so merkt Pausanias, der für die Erstellung seines Reiseführers durch die griechische Welt selbst auf Ortskundige zurückgriff und damit eine wichtige Quelle für die Verhältnisse des späten 2. Jh. n. Chr. ist, kritisch an – sei klar gewesen,

«dass nicht alles wahr ist, was sie erzählen. Sie erzählen es aber doch, denn es ist nicht leicht, die Menge vom Gegenteil dessen zu überzeugen, was sie zu wissen glauben.» (2,23,6, Übersetzung nach E. Meyer). Nicht nur das lokale Interesse, sich mit der Präsentation mythischer Überreste eine eigene Identität und Geschichte zu geben, sondern auch die Nachfrage nach den Relikten bestimmte demnach das Angebot. Die Besucher arrangierten sich gern damit, dass die gezeigten Orte und Gebäude offensichtlich viel jüngeren Datums waren als die Ereignisse, die man in ihnen spielen ließ. Solche chronologischen und sachlichen Unstimmigkeiten wurden kritiklos als übliche Praxis akzeptiert, was ebenso viel über die Initiative der Bauherren wie über die Erwartungshaltungen der Besucher verrät. Schon zwischen den antiken städtischen Institutionen, die für die Präsentation verantwortlich waren, den eloquenten Fremdenführern und den zahlenden Besuchern gab es eine stille Übereinkunft. Materielle Stimmigkeit und narrative Überzeugungskraft waren gefragt, nicht die prüfende Perspektive des gebildeten Lesers oder gar antiquarischer Eifer, der kritisch die Relikte auf Echtheit untersuchte oder gar verlässlich in ihren ursprünglichen historischen Kontext einordnete, zumal man diesen in der Regel ja gar nicht mehr kannte. Man wollte urbane Pracht besichtigen, kombiniert mit einigen Relikten vergangener Zeiten, «Erstaunen und Bewunderung bei allen Betrachtern wecken» (Aristeid. 25,2, Übersetzung J. Schreyer), nicht in «Klagelieder» über den Verlust einstiger Größe einstimmen. Einzelne Ruinen oder Relikte erhielten so ihren Wert allein dadurch, dass sie Bestandteil eines blühenden Stadtprospektes waren.⁵¹

Es wird angesichts dieses Umgangs mit verfallenen Überresten nicht überraschen, dass diese sehr pragmatische und an aktuellen politischen Interessen ausgerichtete Haltung uns später bei einigen sehr prominenten Ruinenstädten wiederbegegnen wird. Auch für Städte gilt, was bei einzelnen Relikten zu beobachten ist. Wir werden sehen, dass ohne aktuelle Bewohner, welche die Überreste pflegten, ständig erneuerten und erklärten, jegliches Interesse selbst an Ruinenstädten mit lebhaft erzählter mythischer Vergangenheit – wie etwa Mykene, Tiryns oder Knossos – verloren ging. Ihre Geschichte löste sich von den Trümmern und entwickelte ein literarisches Eigenleben fern der zerfallenden Mauern.

3. Anerkennung als Ruine:
Die Last neuzeitlicher Perspektiven

Die beabsichtigte Verflechtung von Geschichtskonstruktionen, die aktuellen politischen Interessen folgen, mit materieller Beglaubigung in sichtbaren Relikten bestimmen die Aufmerksamkeit, die man Trümmern schenkt. Den verschiedenen Stufen der modernen wie schon der antiken Aneignung geht ein sehr banaler, aber letztlich sehr entscheidender Schritt voraus, der für das einzelne Bauwerk wie für eine komplette Stadtruine gleichermaßen gilt. Ruinen müssen als solche wahrgenommen werden und Interesse finden. Es liegt in der Natur der Sache, dass Bauwerke und ganze Städte in ihrer ursprünglich intendierten Funktion nur von zeitlich begrenzter Dauer sind. Das heißt aber nichts anderes, als dass Städte und auch Regionen zeitübergreifend voller zerstörter Gebäude und verlassener Orte sind, die drei Aspekte von materiellem Verfall, Alter und Funktionsverlust repräsentieren.⁵² Aber nicht jede Architektur oder Stadtanlage, die nach mehr oder weniger langjähriger Nutzung verfällt, wird als Ruine identifiziert. Die Ruine muss als solche nicht nur materiell erkannt, sondern auch über die bloße Identifizierung von materiellen Überresten hinausgehend *anerkannt* werden, um sie von bloß Verfallenem zu unterscheiden. Hinter diesen Aneignungsprozessen steht eine Form der intentionalen Aufmerksamkeit für Ruinen. Oder anders gesagt: Ruinen muss man nicht nur *haben*, man muss sie auch *wollen*.⁵³

Ruinen besitzen demnach über ihre rein materielle Erscheinung hinausgehend einen besonderen Wert für den Betrachter. Ruinen haben Ansehen. Dieses Prestige unterscheidet sie von bloßen Trümmern. Der positive Mehrwert ergibt sich daraus, dass ihnen abstrakte Inhalte zugeordnet werden können. Das Feld solcher Zuschreibungen ist grundsätzlich offen und von ungeheurer Vielfalt, kann voller Widersprüche und sich wandelnder Perspektiven sein. Die mit einer Ruine konnotierten Themen haben ihrerseits eine eigene Rangordnung, die sich auf den Grad des Ansehens überträgt und ihn bestimmt. Dieser Rang kann vom Betrachter, aber auch in einer Gemeinschaft unterschiedlicher Größe

festgelegt und kommuniziert werden. Auf diese Weise werden verfallene Bauten oder Städte zuallererst als Ruinen definiert. Zugespitzt lässt sich konstatieren, dass bestimmte Zeitwahrnehmungen, Ideen, Vorstellungen oder auch Absichten vorhanden sein müssen, damit eine Ruine identifiziert und überhaupt Objekt der Betrachtung werden kann. Daraus folgt, dass ihr Wirkungskreis historisch, sozial, politisch, kulturell und daher auch zeitlich begrenzt ist. Hiermit ist ein wichtiger Aspekt für die Identifizierung und Anerkennung einer Ruine berührt. Ihr Prestige hängt wesentlich davon ab, dass ihre Wahrnehmung und Anerkennung über das materielle Zeichen hinaus sprachlich formuliert und ausgetauscht wird. Ruinen benötigen Texte, die ihre Valenz plausibel machen.

Heute ist es selbstverständlich, dass ein spezifisches Zeitbewusstsein und ein gewisser Konsens unter den Kommunikationspartnern zentral dafür sind, dass die Aufladung einer Ruine mit einer ihr eigentlich zunächst fremden Bedeutung Erfolg hat. Die in neuzeitlichen Perspektiven auf antike Ruinen erfolgte inhaltliche Füllung über Symbolisierung, Ästhetisierung, Mystifizierung, Nostalgie und anderes repräsentiert unterschiedlich intensive Stufen der modernen Aneignung von verfallenen Bauten.⁵⁴ Der Ruine werden dabei überzeitlich gültige Eigenschaften und Inhalte zugeschrieben, für die sie stellvertretend steht.⁵⁵ Die Entwicklung solcher Aneignungsprozesse vom 15. bis in das 20. Jahrhundert ist ausführlich beschrieben worden und kann hier nicht im Detail, sondern nur in einzelnen Schlaglichtern nachgezeichnet werden.⁵⁶ Der Weg von einer Wahrnehmung als *Mirabilium*, mit dem wundersame Geschichten verbunden werden konnten, über die Deutung als erhaltenswertes Relikt einer bewunderten vergangenen Zeit, als Zeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen, bis hin zur Anerkennung ihres historischen Eigencharakters sowie zur Ästhetisierung und sentimentalischen Betrachtung können anhand zahlreicher Texte von Gelehrten nachgezeichnet werden. Die Ruine wurde selbst ästhetisches Objekt von positivem Wert. In ihr bündeln sich nicht nur Verlust, sondern auch Chancen des Neubeginns. Sie wurde als Mahnmal nicht allein als Zeugnis des Verlorenen und der Vergänglichkeit, sondern auch als Medium der Fortdauer und der anhaltenden Gültigkeit jener Konnotationen verstanden, die aus ihr ab-

geleitet werden können. Ruinen galten fortan als wichtiger Teil der kulturellen Tradition und des kulturellen Gedächtnisses.⁵⁷

Gleichzeitig wurden Ruinen aber auch Gegenstand archäologisch-historischer Forschung. Nicht nur exakte Beschreibung, sondern auch Konservierung und Erhalt wurden im Laufe der Zeit immer üblicher. Gerade die im 18. Jahrhundert beginnende und ab dem 19. Jahrhundert forcierte wissenschaftliche Betrachtung hieß nichts anderes, als die Überreste von der Patina der Zeitläufte zu befreien, die von Dichtern und Gelehrten besonders geschätzte Eroberung durch die Natur rückgängig zu machen. Die gesäuberte und archäologisch erschlossene Ruine, abgeschirmt gegen weiteren Steinraub und mutwillige Zerstörungen, war etwas Neues. Reiseberichte des 19. Jahrhunderts führen regelmäßig Klage darüber, dass die antiken Ruinen gereinigt werden und damit alles Pittoreske verlieren.⁵⁸ Die gesäuberte Ruine schien mehr Dokument archäologischer Praxis zu sein als angemessene Visualisierung des Originals, wie es sich die Liebhaber der Antike vorstellten. Oder, wie Wilhelm von Humboldt konstatierte, es geht der «Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie».⁵⁹ Ihnen wurde buchstäblich die Möglichkeit genommen, sich die Antike persönlich und individuell in Imaginationen anzueignen. Mit ihrer Reinigung verflüchtigten sich viele jener Bedeutungen, die den verfallenen Monumenten zuvor zugeschrieben worden waren.

Mit der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft und der Archäologie waren zudem immer neue Untergangsszenarien in den Blick geraten. Nicht allein Griechenland und Rom, sondern beispielsweise die minoisch-mykenische Kultur und die Reiche Mesopotamiens und sogar Ostasien rückten nun in das Blickfeld. Der Untergang von Reichen und Kulturen sowie den von ihnen errichteten Städten schien in der Weltgeschichte omnipräsent. Die Vergangenheit gab nicht mehr in erster Linie Orientierung für Überzeitliches, sondern dokumentierte vielmehr ihre eigene Kontingenz, Fragilität und Endlichkeit. Der rasche Wandel der neuzeitlichen gesellschaftlichen Verhältnisse im Zuge der Industrialisierung, das Bevölkerungswachstum und die fortschreitende Urbanisierung mit ihrer dunklen Kehrseite erregten bei vielen Zeitgenossen Besorgnis und Ängste, selbst jenen Prozessen ausgeliefert zu sein, die man an antiken Ruinenstädten studieren konnte.⁶⁰ Verlassene antike Städte

waren nun nicht mehr ansprechend, sondern repräsentierten eher eine «Ästhetik des Schocks».⁶¹ Ruinenstädte symbolisieren aus moderner Perspektive das Ende der zugehörigen Kultur und können von diesem Standpunkt aus nicht als überzeitliche Alltagserscheinung der antiken Kulturen selbst verstanden werden.⁶²

Derzeit ist ein bemerkenswerter neuer Trend zu beobachten: Die als *ruin porn* bezeichnete Hinwendung zum Verfall und auch zu zeitgenössischen Ruinen versteht sich als Kontrapunkt zur Nobilitierung historischer Monumente, zu denen auch antike Ruinen gehören. Sie setzt auf sehr individuelle Zugänge, die sich von offizieller Erinnerungskultur, die verbindliche Identitäten konstruiert oder beispielsweise gar auf historische wie nationalistische Legitimation setzt, vollständig emanzipieren und sich jeder wissenschaftlichen Betrachtung der Monumente verweigern.⁶³ Ruinen werden als verlässliche Indizien eines aktuell bevorstehenden allgemeinen Zivilisationsbruchs gesehen und als Teile eines Untergangsszenarios, das bestehende soziale und politische Verhältnisse als unhaltbar betrachtet.⁶⁴

Die Rezeption antiker Ruinen verlief zwar in diesen grob skizzierten Bahnen, was aber das Nebeneinander von Wahrnehmungen, die zu unterschiedlichen Zeiten besonders prominent waren, keineswegs ausschließt. Verschiedene Elemente der älteren Tradition können nach wie vor äußerste Wirksamkeit entfalten. Entscheidend hierfür ist der unberechenbare Betrachter, der sich als Laie und selbst als Fachmann viele dieser Deutungsangebote ungeachtet ihres historischen Wandels bewahren kann und sich nicht um die wissenschaftlich nachgezeichneten Phasen ihrer Geschichte scheren muss.⁶⁵ Im neuzeitlichen Betrachter laufen die verschiedenen Fäden der letzten Jahrhunderte zusammen, ohne dass er ihre Wiederaufnahme dabei explizit thematisieren würde. Seine individuelle Imagination, Emotionalität und historisch spezifische Interessenlage füllen seit der Renaissance die Ruine mit Inhalt. Es gibt demnach keine geradlinige Entwicklung, sondern eine bunte Vielfalt, die nahezu sämtliche politischen, philosophischen und literarischen Entwicklungen spiegelt und miteinander kombiniert.⁶⁶

Der Anspruch wissenschaftlicher Aufarbeitung des archäologischen Befundes sollte sein, diese älteren Assoziationen zu vermeiden, ohne sie

jedoch gänzlich auszublenden, und sich von Traditionen, die in der Zeit der Aufklärung entstanden und noch die Fachliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts prägten, zu distanzieren. Bei der Lektüre wissenschaftlicher Publikationen fällt allerdings auf, dass dies nicht immer gelingt, wenn man die antiken Autoren selbst zur Sprache kommen lässt. Ihnen (wie im Übrigen auch den antiken Bauherren) werden häufig Intentionen und Wahrnehmungsmuster unterstellt, die eigentlich der Neuzeit angehören. Die historisch einzigartige Art und Weise, mit der sich antike Zeitgenossen mit Verfall, Ruinen und aufgegebenen Städten auseinandersetzten, hat aber ein eigenes, unverwechselbares Gesicht.

Der in einigen Schlaglichtern in Erinnerung gerufene Ruinendiskurs der Neuzeit sollte daher ebenso wenig als Bezugssystem für die Antike genommen werden wie die verbreiteten Rekonstruktionen intakter Städte. Im Gegenteil: Eine Erinnerung an diese Tradition soll vielmehr dafür sensibilisieren, welche Wirkungskraft diese hatte und nach wie vor hat und dass sie bis heute häufig die Lektüre antiker Texte und die Betrachtung antiker Überreste lenkt und beeinflusst. Der neuzeitliche Blick auf antike Ruinen sagt sehr viel über die modernen Betrachter, aber nichts über die Sicht der antiken Zeitzeugen auf ihre Trümmer aus. Ja, er kann nicht einmal darüber Auskunft geben, in welchem Umfang und ob antike Zeitgenossen sich überhaupt Ruinen – über die Plünderung von Baumaterial hinausgehend – aneigneten. Sie lebten in einer uns fremden Welt und besaßen eine Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit, die viele Leserinnen und Leser in mehrfacher Hinsicht überraschen wird. Um die antiken Wahrnehmungen von Ruinen in ihrer spezifischen Zeitstellung verstehen zu können, ist es notwendig, sich von zwei Rezeptionsbedingungen zu lösen, gewissermaßen zwei Brillen abzunehmen, mit denen der heutige Leser auf die antike Überlieferung blickt. Hierbei handelt es sich zum einen um die aktuellen zeitgenössischen Angebote, Ruinen als Symbole des Niedergangs einer Kultur zu betrachten. Zum anderen sollten jene Elemente der frühneuzeitlichen Perspektive ausgeschlossen werden, die vor der Etablierung der altertumswissenschaftlichen Fächer prominent waren, wie Sentimentalität, Nostalgie, Melancholie, Vanitas-Motive, Ästhetisierung und anderes mehr. Dann werden die Eigenarten antiker Perspektiven umso klarer zutage treten.

I. Wie wir uns Ruinen aneignen

Dabei zeigt sich ein bemerkenswerter Befund. Während die Moderne die antiken Hinterlassenschaften nutzt, um die eigene Gegenwart von einer historisch anderen Epoche zu unterscheiden und zugleich dazu zu verwenden, eigene Zeiterfahrungen mit Hilfe antiker Überreste zu verstehen oder zu kontrastieren, waren Ruinenstädte in der Antike eine unmittelbar mit der Gegenwart verbundene Alltagserfahrung. In den antiken Texten bleibt es meist bei bloßer Namensnennung oder der Schilderung militärischer Katastrophen. Die Überreste der Architektur blieben wie die untergegangenen Städte insgesamt bis auf sehr wenige Ausnahmen aber nahezu unbeachtet. Da das Ansehen einer Ruine, wie wir gesehen haben, unmittelbar davon abhängig ist, ob die materiellen Hinterlassenschaften als etwas anerkannt werden, das für die eigene Gegenwart Relevanz besitzt und mit Inhalten aufgeladen werden kann, gibt die allgemeine Nichtbeachtung von Ruinenstädten uns einen Fingerzeig darauf, dass sie nur dann Aufmerksamkeit fanden, wenn sie als Kristallisationspunkte verschiedener Themenbereiche zur Konturierung des eigenen Selbstverständnisses einer höchst lebendigen Gemeinschaft aktiviert werden konnten. Wir werden sehen, dass es nur einige wenige Städte waren, die bei politisch-historischen, ethisch-moralischen und philosophisch-naturwissenschaftlichen Ausführungen, die für die Zeitgenossen bedeutend waren, nicht als tatsächlich sichtbares und zu studierendes, sondern immer wieder als abstraktes Anschauungsmaterial bemüht wurden. Ansonsten blieben die Ruinenstädte als verfallene Orte zumeist unbeachtet. Ein zentraler Unterschied zwischen der Antike und der Neuzeit besteht folglich darin, wie der konkrete Ort betrachtet wird. Während in der Neuzeit die Trümmer als unmittelbares Anschauungsmaterial fungierten, um Fantasie und Imaginationskraft spielen zu lassen oder Forschungsgegenstände zu identifizieren, löst sich in der Antike die Reflexion über Ruinen größtenteils von den Steinen selbst und entwickelt ein literarisches Eigenleben fern des konkreten Ortes. Dies führt zur Paradoxie, dass es im Einzelfall zweitrangig ist, ob überhaupt etwas zu sehen war oder die verlassenen Orte jemals besichtigt wurden. Bedeutsamer war die Erzählung über Ruinenstädte. Es gab daher keine Reisen zu tatsächlichen Ruinen, sondern wenn überhaupt dann nur zu Orten, die ansprechend präpariert waren. Ein *dark tourism*, der heutzutage

tage dem Ziel dient, den Untergang einer Kultur zu vergegenwärtigen, war der Antike fremd.⁶⁷ Selbst bei jenen antiken Ruinenstädten, die literarische Prominenz besaßen, waren die verfallenen Überreste den antiken Zeitgenossen in aller Regel keine Reise wert. Oder man wollte, wie im Falle Trojas, ein florierendes, aus Memorabilia zusammengesetztes Stadtbild studieren, aber eben keine Ruine besuchen. Wenn Ruinenstädte Aufmerksamkeit fanden, dann nicht aufgrund ihres Verfalls, sondern wegen ihrer abstrakten Bedeutung, weshalb die Relikte selbst aufgearbeitet, ansprechend präsentiert oder überhaupt erst gebaut und konstruiert werden mussten.⁶⁸

Es sei nochmals betont, dass es verfehlt wäre, sich antike Orte und Stätten der mythischen Geschichte ohne genaue Kenntnis der Bauten immer und grundsätzlich, wie dies oft geschieht, als Ruinen vorzustellen. Die antiken Zeitgenossen haben zwar alte Überreste etwa der Bronzezeit identifiziert, mit bekannten Erzählungen verknüpft, bisweilen mit Kulten für eine aktive Wahrnehmung und Pflege aktiviert, sie betrachteten diese sorgsam gehüteten Relikte aber nicht als Ruinen, sondern als Teil der eigenen Gegenwart. Besucher von alten Orten, die als Architekturen einer viele Jahrhunderte zurückliegenden Geschichte identifiziert wurden, suchten keine romantisch-melancholische Besinnlichkeit bei ihrer Betrachtung. Gewünscht waren Authentizitätssignale der gezeigten Relikte und wortreiche, im aktuellen historischen Kontext passende Erläuterungen. Die eindringliche, mitreißende Vergegenwärtigung mythischen Stoffs qualifizierte die schriftlichen oder mündlichen Informationen, nicht der alte Überrest als solcher. Nostalgische Schwelgereien und eine besinnliche Rückwendung zu einer besseren Zeit wären nicht verstanden worden. Die unmittelbare Verbindung der im Relikt symbolisierten Vergangenheit mit der Gegenwart war das Entscheidende. In der Vergegenwärtigung der Erinnerung am Ort lag der zentrale Sinn der besichtigten Bauten.

Deshalb wurde für dieses Buch ein Aufbau gewählt, in dem zwei Darstellungsmodi einander abwechseln. Zunächst soll anhand einiger ausgewählter Autoren die Omnipräsenz der Ruinenstädte vor Augen geführt werden. Die Vorstellung, dass es seit Menschengedenken Städte gab, die dem Verfall anheimfielen, ist das Hintergrundrauschen, das die

historischen Darstellungen auf vielfältige Weise beeinflusst. Die verschiedenen Hauptkapitel bieten in grober chronologischer Ordnung einen Überblick zu Erzählmustern, in denen der Untergang von Städten in der mythischen Frühzeit und im Rahmen der griechischen wie römischen Geschichtsschreibung, die immer Kriegsgeschichtsschreibung war und – dies gilt besonders für Rom – die Sieger feierte, nachgezeichnet wird. Dieser Modus des allgemeinen Überblicks über das Sprechen von Verfall, siegreicher Zerstörung und Untergang von Städten wird regelmäßig in einem zweiten Erzählmodus durch einzelne Fallstudien durchbrochen und angereichert. Diese bieten bei der Lektüre anschauliche Ruhepole inmitten der Vielzahl von Ortsnamen, Untergängen, Erzählmustern und Vorstellungen von Verfall, die ausgebreitet werden müssen, um hier erstmals eindringlich den Platz zu verdeutlichen, den Ruinenstädte in der antiken Lebenswelt einnahmen. In den Unterkapiteln wird exemplarisch und gewissermaßen mit einer Lupe auf einzelne Stätten geschaut. Auf diese Weise wird zur Anschauung gebracht, wie die antiken Zeitgenossen sich aus der kaum überschaubaren Masse der Ruinenstädte einzelne Orte auswählten, um von den tatsächlichen Bauruinen losgelöste und abgeschiedene Themen grundsätzlicher Bedeutung zu behandeln. Die dabei gewählten diskursiven Deutungshorizonte zeigen uns eine Welt der Ruinenwahrnehmung, deren diachron wandlungsfähige Entwicklung und deren spezifischer Charakter keinerlei Überschneidungen mit neuzeitlichen Mustern aufweisen. Sie können uns daher die Eigenarten antiker Kulturen besonders eindringlich vor Augen führen – und sei es, um zu vergegenwärtigen, wie sich die antiken Zeitgenossen angesichts des allgegenwärtigen Verfalls paradoxerweise optimistisch auf das gegenwärtig und zukunftsgerichtet Machbare konzentrierten.

II. Ruinenstädte in antiker Wahrnehmung



Die einleitend genannte vierstellige Zahl an Ruinenstädten, die bereits in der Antike zu sehen waren, lässt sich aus verschiedenen Texten erschließen. Sie kennen untergegangene Städte als verbreitetes Phänomen, als Folge von Kriegen, der Entstehung neuer Machtzentren, von Naturkatastrophen oder ökonomischen Niedergangs. Nach griechischen Vorstellungen gab es Stadtkulturen bereits in mythischen Zeiten, zu denen auch der Untergang zahlloser Städte zählte – eine Sicht, die sich die Römer ebenfalls zu eigen machten. Sie sind seither der *basso continuo*, ein über viele Jahrhunderte immer wieder vernehmbarer Grundton der Stadtgeschichte, der allen Zeitgenossen vertraut war.

Bei der Lektüre von Historiografie, Dichtung, Briefliteratur oder philosophischen Traktaten zeigen sich trotz aller Gattungsunterschiede zwei Tendenzen, über urbane Katastrophen zu sprechen. Zum einen belassen es die Autoren bei sehr allgemeinen Bemerkungen zur Omnipräsenz des Untergangs. Er gehört etwa in den Kontext naturphiloso-

II. Ruinenstädte in antiker Wahrnehmung

phischer Beobachtungen, die einen steten Wandel alles Irdischen konstatieren. In diesen philosophisch oder poetisch gefassten Passagen wird urbaner Untergang beispielsweise in eine Reihe gestellt mit der Sterblichkeit aller Lebewesen oder dem steten geologischen Wandel der Erdoberfläche mit vielfältigen Landschaften, Seen und Meeresküsten. Konkrete Beispiele von Ruinenstädten fehlen meist, und es sind die immer gleichen rund zehn Orte der Mittelmeerwelt, die als Exempla für solche Zyklen des Entstehens und Vergehens in Erinnerung gerufen werden. Die Vielzahl der übrigen Ruinen, die es angeblich gab, bleibt schattenhaft und namenlos.

Um konkretes Anschauungsmaterial zu erhalten, helfen auch die Geschichtsschreiber nicht weiter, die zwar über militärische Zerstörungen berichten, aber an den solcherart entstandenen Ruinen kein Interesse hatten. Man muss sich vielmehr an die Geografen oder den Periegeten Pausanias halten, die uns eine konkrete Vorstellung von der Vielzahl der namentlich bekannten Ruinenstädte geben. Sie repräsentieren die zweite Tendenz antiker Überlieferung. Diese Autoren bemühen sich, jenseits der auch ihnen vertrauten abstrakten Allgemeinplätze, welche den steten Wandel alles Weltlichen konstatieren, die historische Erinnerung an tatsächlich sichtbare untergegangene Städte wach zu halten – und sei es durch bloße Namensnennung. Geflissentlich werden von diesen Autoren unzählige Orte zusammengetragen und bisweilen in ermüdender Aufzählung präsentiert, als konkrete historische Erscheinungen festgehalten und sogar in ihrer geografischen Lage bestimmt. Ihnen ist es ein erklärtes Anliegen, die Vielzahl antiker Ruinenstädte eindringlich vor Augen zu führen. Die bewusste Entscheidung, das urbane Scheitern in den Büchern zu berücksichtigen, ist nicht selbstverständlich; diese literarische Strategie gibt uns einen Fingerzeig darauf, welchen prominenten Platz tote Städte in der Wahrnehmung von Autor und Publikum einnahmen. Diese Konzentration auf Namen und Erinnerung wird uns auch zeigen, dass Ruinenstädte aber als konkrete Orte keine besondere Aufmerksamkeit fanden: Besichtigungen verfallener Architektur wären antiken Zeitgenossen nicht in den Sinn gekommen.

Die genannten Autoren verdienen daher zu Beginn unseres Durchgangs durch die Zeiten und Welten antiker Kulturen besondere Auf-

merksamkeit. Die von ihnen dokumentierte erdrückende Zahl von hundert Ruinenstädten wird uns zuallererst die historischen Dimensionen des Phänomens vor Augen führen können. Um den beiden antiken Tendenzen, urbanen Untergang anzusprechen, gerecht zu werden, sind zwei Schritte zu gehen. Einem Blick auf die allgemeinen natur- und geschichtsphilosophischen sowie poetischen Passagen zur Omnipräsenz der Ruinen soll ein längerer Ausflug in die etwas sperrigen Texte von Strabon, Plinius und Pausanias folgen. Sie bieten die lebensweltliche Kulisse, vor der die allgemeinen Sentenzen als intellektuelle Bewältigungsstrategien verständlich werden. So entsteht ein geeigneter Rahmen, innerhalb dessen die Zeichnung der später ausführlich behandelten prominenten Städte ihre unverwechselbare Farbe und ihren historischen Ort erhält. Solcherart gut gerüstet können wir uns später der erstgenannten literarischen Tendenz antiker Vorgänger anschließen und exemplarisch einzelne Orte ausführlicher betrachten, die schon den antiken Zeitgenossen als repräsentative Beispiele dienten.

Den Leserinnen und Lesern dieses Buches wird in diesem zweiten Kapitel vielleicht viel Geduld abverlangt. Aber die eigene Erfahrung in Gesprächen und auf Vortragsreisen hat gezeigt, dass die Vielzahl der überlieferten Ruinenorte selbst Spezialisten der Altertumswissenschaft erstaunt, wenn diese konkret vergegenwärtigt werden. Die folgende Darstellung wird etwas technisch und trocken, da notgedrungen die farbig erzählerischen Elemente in den Hintergrund treten. Dieses «caveat», eine solche Warnung an die Leserinnen und Leser, erinnert mich an den berühmten französischen Kollegen Paul Veyne. Er stellte in seiner großen Studie «Brot und Spiele» an den Anfang eines ebenfalls notwendig spröden Kapitels den selbstironischen Satz: «Wäre ich mein eigener Leser, würde ich dieses Kapitel überspringen.»¹ In allen Übersetzungen des Buches wurde dieser Satz bezeichnenderweise gestrichen. Kein Verlag außerhalb Frankreichs wollte, dass der Autor einen Teil seines Buches als schwer lesbar markiert. Dabei wollte Paul Veyne auf sympathische Weise sagen, dass er den Abschnitt für notwendig erachtet, es aber bedauert, dass er aufgrund des Themas schwerlich so formuliert werden kann, dass die Lektüre zur reinen Freude wird.

Ähnliches gilt für dieses Kapitel und seinen selbstkritischen und um

II. Ruinenstädte in antiker Wahrnehmung

Nachsicht bittenden Autor. In diesem und den beiden folgenden Kapiteln wird die Präsenz von und der Umgang mit Ruinenstädten in den Werken dieser und anderer antiker Autoren genauer beleuchtet. Wer das gar nicht so genau wissen will, kann diese Seiten auch getrost überblättern und in Kapitel III weiterlesen, in dem die Geschichten über Ruinenstädte in myth-historischer Frühzeit erzählt werden.

1. «Inmitten von Vergänglichem leben wir» – Menschen und Städte

Neben dem permanenten Bemühen, Städten ein adäquates architektonisches Aussehen nach aktuellen Standards zu geben, gab es auch ein allgemeines Bewusstsein für ihre Vergänglichkeit. Ihr Nieder- und Untergang wurde als selbstverständliche Seite der Stadtgeschichte betrachtet. Schon Herodot formuliert im 5. Jh. v. Chr. gleich zu Beginn seines Geschichtswerks einen von späteren Autoren aufgenommenen Allgemeinplatz, wenn er erklärt, wie er in seinen Recherchen vorgegangen ist: «Ich habe ja deshalb große und kleine Städte der Menschen aufgesucht. Denn Städte, die früher groß waren, sind größtenteils klein geworden; und die zu meiner Zeit mächtig waren, sind früher unbedeutend gewesen. Ich weiß, menschliche Größe hat keineswegs Bestand; so will ich in gleicher Weise die Schicksale beider behandeln.» (1,5, Übersetzung J. Feix).

Solchen Vorstellungen folgend kann auch Thukydides in seinem Geschichtswerk darüber nachdenken, ob Ruinen Gradmesser für die einstige historische Prominenz eines Ortes sind. Ihm zufolge dürfe man aufgrund der geringen Größe Mykenes und anderer Siedlungen aus früherer Zeit nicht die Bedeutung des Trojanischen Krieges bezweifeln:

«Würde nämlich die Stadt der Lakedaimonier entvölkert und übrig gelassen nur die Heiligtümer und die Grundmauern der Bebauung, so würden, meine ich, nach dem Verstreichen von viel Zeit die Nachgeborenen angesichts dessen, was sie hörten, nie und nimmer glauben, dass Sparta so mächtig war [...]; wenn hingegen Athen eben dasselbe zustieße, würde man wohl dessen Macht von dem sich bietenden Anblick ausgehend als doppelt so groß

1. «Inmitten von Vergänglichem leben wir»

veranschlagen, wie sie tatsächlich ist. Man soll folglich nicht misstrauisch sein und zu sehr das äußere Erscheinungsbild der Städte im Auge haben [...]» (1,10, Übersetzung M. Weißenberger)

Thukydides stellt sich demnach zu Beginn seines Geschichtswerks den aus seiner Perspektive größten Krieg aller Zeiten als ein dramatisches Szenario vor. Man kann dies als Vision lesen, die den Untergang der eigenen Polis vor Augen hat.² Auch die *Ilias* Homers mit ihren Verweisen auf den zukünftigen Fall Trojas (z. B. 4,163–165) mag bei der rhetorischen Gestaltung dieses Passus hineingespielt haben. Plutarch wird jedenfalls rund 600 Jahre nach Thukydides berichten, dass solche abstrakten, vom mythischen Beispiel inspirierten Befürchtungen nicht unberechtigt waren. Nach der Niederlage Athens im Peloponnesischen Krieg sei im Jahr 399 v. Chr. von einem Thebaner namens Erianthes der Vorschlag gemacht worden, Athen komplett zu zerstören und das Land in eine Schafweide zu verwandeln (*Lysander* 15,2). Die Rezitation von Versen des Euripides, die Erinnerung an den Trojanischen Krieg und die kulturelle Größe Athens habe, so Plutarch, die Sieger dazu gebracht, von einer Zerstörung abzusehen. Immerhin scheint aber die Erfahrung des Peloponnesischen Krieges im 4. Jh. v. Chr. ein angesichts der zeitgenössischen Kriegsführung ohnehin vorhandenes Bewusstsein verstärkt zu haben, dass die Existenz der eigenen Polis prekär sei.³ So mag noch Perikles während des Krieges betont haben, man errichte die spektakulären Großbauten «als Gegenstand der Bewunderung für die Mitwelt und die Nachwelt» (Thuk. 2,41,1). Damit ist jedoch nur die Fallhöhe markiert, die eine Zerstörung bewirken würde. Plutarch wusste, als er von der beantragten Zerstörung Athens erzählte, von der späteren Geschichte Athens und mag diese Gelegenheit genutzt haben, im 2. Jh. n. Chr. an die kulturelle Größe Athens zu erinnern, deren Großbauten den Eindruck erweckten, «als atmete in ihnen ein ewig blühendes Leben, eine nie alternde Seele» (*Perikles* 13, Übersetzung K. Ziegler).

Eine existierende Stadt und ihre architektonische Gestaltung können aber nicht als unzweifelhafter Indikator politischer Bedeutung gelten. Urbanität erster Qualität schützt nicht vor Nieder- oder Untergang. Dies

hat Konsequenzen für die Bewertung einer Trümmerlandschaft. Historische Größe lässt sich, so die griechische Vorstellung in klassischer Zeit, daher nicht anhand der Spuren, die eine Stadt als Ruine hinterlässt, bestimmen. Für die Historiker bemisst sich der Rang eines Ortes vielmehr am politischen und militärischen Geschick der zugehörigen Bürgergemeinde. Mit der Behauptung, Ruinen bedeutender Städte seien kein Indiz von Größe, wird bei den Zeitgenossen allerdings auch etwas anderes insinuiert. Die monumentalen Ruinenstädte älterer Reiche im Osten, deren Qualität die griechische Welt nie erreichte, werden dadurch als Zeugnis historischer Größe herabgestuft. Die später übliche und uns noch häufiger begegnende Behauptung, sie seien vollständig verschwunden, sollte die Überlegenheit der griechischen und später der römischen Welt unterstreichen.

Eines scheint allerdings paradox: Verfall und potenzielle Zerstörung der Poleis sind zwar von Beginn an, schon bei Herodot und Thukydides, als reales Phänomen oder als mögliches, aber vermeidbares Untergangsszenario Thema der Geschichtsschreibung.⁴ Tatsächliche Ruinenstädte, die nur zeitweise oder gar dauerhaft entstanden, kommen bei den Historiografen jedoch allenfalls am Rande vor. Den Autoren geht es um die Kriegsparteien, nicht um ihre Städte als Lebensraum. Mit dem Begriff der Polis wird in der Kriegsgeschichtsschreibung nämlich in erster Linie die Gemeinschaft freier Bürger assoziiert, weniger ein städtisches Gebilde. Entsprechend werden Massaker an den Bewohnern, Entvölkerung und Versklavung freier Bürger als Ende der Polis angesehen, nicht der Verfall eines urbanen Zentrums. Die Ruinen bezeichnen abstrakt den zerstörten Bürgerstaat, nicht die materiellen Spuren der Verwüstung.⁵ Dies lässt sich etwa bei Xenophon nachlesen, wenn er die von den Athenern im Peloponnesischen Krieg zerstörten Städte kursorisch nennt (*hell.* 2,2,3), in diesem Fall Melos, Skione, Torone, Ägina und andere. Dabei denkt er an die getöteten Menschen, nicht an die Städte in Ruinen. Solche Massaker sind ein zentrales Thema der Geschichtsschreibung. Aber es ist zweifelhaft, ob die geschilderten oder zumindest pauschal summierten Fälle tatsächlich Ruinenstädte entstehen ließen. Viele Orte werden nach militärischer Zerstörung rasch wiederbesiedelt, wie eine genaue Betrachtung lehrt.⁶ Wir werden auf dieses bemerkenswerte und

die griechische Lebenswelt lange Zeit prägende Phänomen noch ausführlicher zurückkommen.

Angesichts des gängigen Verständnisses der Polis als Bürgergemeinde kann es jedenfalls nicht überraschen, dass die konkreten Trümmer eines zerstörten Zentralortes mit wenigen Ausnahmen kein Thema sind. Selbst die Spuren, die Kriege in Form zerstörter Befestigungen, Tempel und anderer Gebäude hinterlassen haben, sind bis in hellenistische Zeit kein Sujet für die Geschichtsschreiber, auch wenn in dieser Zeit entstandene Überreste sichtbar waren.⁷ Man belässt es bei allgemeinen, etwas banal wirkenden Sentenzen. Insbesondere bei den Römern nehmen dann aber allgemeinere Überlegungen zum Verfall der Städte und dem Auf und Ab ihres Schicksals, das jenem der Menschen ähnelt, größeren Raum ein. Hintergrund sind die beispiellosen Erfolge römischer Eroberungspolitik, auf deren Erzählung wir später ausführlich zurückkommen werden. Ausgangspunkt für einen Blick auf Passagen, die exemplarisch den Untergang einer Stadt thematisieren, kann der Bericht des Polybios über die Zerstörung Karthagos sein, denn hier finden sich die recht bekannten Überlegungen des P. Cornelius Scipio Aemilianus, die nicht so recht zum Selbstbewusstsein der römischen Siegermacht zu passen scheinen. Angesichts des brennenden Karthagos habe er, so die Erzählung, die Hand des griechischen Geschichtsschreibers Polybios ergriffen und bewegt geäußert, er habe die schreckliche Vorahnung, dass seiner Heimatstadt Rom zukünftig das gleiche Schicksal widerfahren könnte. Polybios preist ihn dafür, dass er als Sieger und im Augenblick des Triumphes an die unkalkulierbaren Wendungen des Schicksals denke, was ihn zu einem wahrhaft großen Staatsmann mache (38,21–22). Der kaiserzeitliche Historiker Appian weiß gar von Tränen, die Scipio mit Blick auf die einstürzende Stadt vergossen habe (*Lib.* 132). Der römische Befehlshaber habe bewegt Homers Prophezeiung des Untergangs Trojas zitiert (*Il.* 6,448 f.). Ein solches Schicksal drohe allen Städten, Völkern und Herrschern, und Scipio erinnerte an das Ende der Reiche Assyriens, Mediens, Persiens und Makedoniens. Es mag sein, dass Scipio als gelehriger Schüler des Polybios seit Herodot geläufige griechische Vorstellungen von der Macht des Schicksals bemüht oder aber die griechischen Autoren dem Römern dies unterstellen. Es deuten aber auch andere Berichte – wie etwa

die angebliche Klage des Marcellus bei der Zerstörung von Syrakus (Liv. 25,24,11) – darauf hin, dass Bilder von zyklischen Weltläufen, denen man sich selbst unterworfen sah, in Rom angesichts der von ihnen vielfach ruinierten Städte einen festen Platz hatten.⁸ Zumindest wird dies von Plutarch auch über den militärisch erfolgreichen Strategen Marius erzählt, der in den Ruinen von Karthago «nicht zu Unrecht das Schicksal jener Stadt als geeignetes Beispiel für das Umschlagen seines eigenen Geschicks erachtete» (*Marius* 40). Troja und Karthago sind Sinnbilder für den Untergang von Städten im Krieg wie allgemein für die Brüchigkeit politisch-militärischer Macht und die prekäre Existenz des Menschen.⁹

Die Ansicht, dass Ruinenstädte als Zeichen einer allgemeinen Vergänglichkeit gedeutet werden können, der alle Gemeinschaften unterworfen sind, findet sich auch in einem Brief an Cicero, den dieser für zitierenswert hielt. Darin schrieb Servius Sulpicius Rufus nach dem Tod von Ciceros Tochter Tullia, er habe sich Folgendes vergegenwärtigt: «Hinter mir lag Ägina, vor mir Megara, zur Rechten Piräus, zur Linken Korinth, lauter Städte, die einst in hoher Blüte gestanden haben, und die wir jetzt am Boden zerstört sehen. Da kam mir der Gedanke: «Sonderbar! Wir Menschlein regen uns auf, wenn eines unserer Lieben, deren Leben doch nur verhältnismäßig kurz sein kann, stirbt und fällt, und hier liegen dicht beieinander die Trümmer so vieler Städte! Willst Du Dich nicht fassen, Servius, und daran denken, dass Du als Mensch geboren bist?»» (Cic. *fam.* 4,5,4, Übersetzung H. Kasten). Solche Formulierungen der Trostliteratur kehren auch in den in stoischer Tradition stehenden Schriften Senecas wieder: «Keinen Grund gibt es, uns nach Grabhügeln einzuschätzen und nach den Denkmälern, die die Straße, unterschiedlich in Form und Größe, säumen: es macht alle gleich die Asche. Ungleich werden wir geboren, gleich sterben wir. Dasselbe sage ich über Städte wie über deren Einwohner.» (*epist.* 14,91,16, Übersetzung M. Rosenbach). Es ist neben der Zeit das allgemeine Wirken der Natur, die als Zerstörerin wirkt:

«Wie oft sind Asiens, wie oft die Städte Achaias durch ein einziges Erdbeben eingestürzt? Wie viele Städte sind in Syrien, wie viele in Makedonien vom Erdboden verschwunden? Wie oft hat Zypern verwüstet diese Naturkatas-

1. «Inmitten von Vergänglichem leben wir»

trophe? Wie oft ist Paphos in Trümmer gefallen? Häufig ist uns gemeldet worden ganzer Städte Untergang, und wir, zu denen derartige Kunde gelangt, ein wie kleiner Teil von allem sind wir? [...] aller dieser Städte, die du jetzt als prächtig und vornehm rühmen hörst, Spuren sogar wird die Zeit auslöschen. Siehst Du nicht, wie in Achaia die namhaftesten Fundamente bereits verfallen sind und nichts existiert, woraus deutlich wird, dass es sie wenigstens gegeben hat? [...] Die Werke der Natur selbst werden heimgesucht, und deswegen müssen wir ertragen mit Gleichmut der Städte Vernichtung. Um zu fallen, stehen sie: auf alle wartet dieser Untergang. [...] Alles Menschenwerk ist zur Sterblichkeit verurteilt, inmitten von Vergänglichem leben wir.» (14,19,9–12)

Auch Ovid spricht im Rahmen seiner bereits zitierten Feststellung, dass die Zeit alles vernichte, das Schicksal von Städten an: «Fragst Du nach Helike, Buris, den Städten Achaias, – Du wirst sie / finden unter der See, und heute noch zeigen die Schiffer / gern die geneigten Mauern der untergesunkenen Städte.» (*met.* 15,293–295, Übersetzung E. Rösch). Und weiter:

«So sehn wir die Zeiten sich wenden, / Kräfte gewinnen hier ein Volk, dort stürzen ein andres. / So ist Troja groß an Schätzen und Mauern gewesen, / konnte zehn Jahre hindurch soviel des Blutes verströmen. / Jetzt ist es klein und zeigt nur noch seine alten Ruinen / und anstelle der Reichtümer nur noch die Gräber der Ahnen. / Herrlich ist Sparta und mächtig das hohe Mycenae gewesen, / ebenso herrlich die Burg des Kekrops [= Athen] und die des Amphion [= Theben]. – / Feiler Boden ist Sparta, gestürzt das hohe Mycenae. Außer dem Namen, was ist das Theben des Oidipus heute, was von Pandions Athen geblieben außer dem Namen?» (420–429)

Rom ist wie Troja ebenfalls vom Untergang bedroht. So wie Troja verschwunden ist, kann eines Tages auch Rom ausgelöscht werden.

Dieser Gedanke wird im Bürgerkriegsepos Lucans aus dem 1. Jh. n. Chr. eindringlich weitergesponnen: Selbst Ruinen gehen unter, lesen wir dort (9,969). Diesen Gedanken greift etwa zeitgleich auch Seneca auf, der schreibt, dass selbst Spuren von der Zeit ausgelöscht würden; die Zeit zerstöre einfach alles, hob zuvor schon Ovid hervor.¹⁰ Sie ist der Akteur, der alles vernichtet, auflöst und zerfrisst. Dies lasse sich schon in

der Natur beobachten. Das Meer sei untergegangenes Land. Berge seien einst vom Meer bedeckt gewesen, man finde auf ihnen Muscheln und gar «Anker der Vorzeit».¹¹ Flüsse und Bäche entstehen und verschwinden, sie formen beständig die Landschaft um: «Unter demselbigen Bild – so glaub ich – beharrt auf Dauer Nichts in der Welt.» (*met.* 15,259–272). Der Kosmos ist beständig im Prozess des Verfalls begriffen: «sind die härtesten Steine nicht bestimmt, zu modern und zu verfallen?»¹² Selbst die zerfallenden Ruinen sind Teil eines ewigen kosmologischen Wandels. Entstehung und Untergang gehen dauerhaft Hand in Hand. Der beständige Wechsel der Zeit, die Unbeständigkeit und die Unvorhersehbarkeit der Natur sind der Rahmen, in dem Ruinen zu betrachten sind.

Vor dem Hintergrund der großen Bedeutung, die Troja in den Ursprungsmythen Roms wie in der konstruierten Genealogie Caesars spielt, wirkt Lucans Beschreibung Trojas, das zu seiner Zeit in Wirklichkeit eine blühende Kleinstadt war, wie ein Menetekel. Caesar «umwanderte das ausgebrannte Troja, das nur mehr ein denkwürdiger Name war, und forschte nach den Spuren von Apollons Mauer. Abgestorbene Bäume, vermoderte Eichenstümpfe überwucherten jetzt Asarakos' Palast und legten sich mit jetzt schon schlaffem Wurzelwerk um Göttertempel, ja, ganz Ilion war von Gestrüpp bedeckt: selbst seine Ruinen gingen unter. [...] Wahrlich, heilige und große Dichtermühe rettet alles vor Untergang, verleiht sterblichen Menschen Ewigkeit!»¹³ Und – so Lucan weiter – es «werden auf so lange Dauer, wie man Smyrnas Dichter [= Homer] ehrt, künftige Geschlechter meine Verse und deine Taten lesen» (9,984 f.). Die Dichtung sei in alter griechischer Tradition das einzige Medium, das wirklich dauerhafte Monumente der Erinnerung schaffe, indem das Wort die materielle Bindung überwinde und sich über die Vergänglichkeit der Steine erhebe.¹⁴ Diese Vorstellung fand schon zuvor einen Glanzpunkt in der Dichtung von Horaz, der die Überlegenheit des Worts gegenüber den zerbröselnden Steinen hervorhob (*carm.* 30). Im Gegensatz zum Epos Lucans haben die politischen Ambitionen Caesars jenseits des Textes keine Ewigkeit. Wie Troja verfiel, sogar seine Ruinen verschwinden und eines Tages Caesar selbst untergehen wird, wird auch Rom, so wird insinuiert, einst Ruine sein. Caesar werden zwar die Worte in den Mund gelegt, «von Römerhand wird Troja auferstehen» (Luc. 9,999).

Aber der zu Caesars Zeiten tobende Bürgerkrieg lässt diese Vision aus der Perspektive Lucans brüchig erscheinen. Hintergrund dieser Untergangsvisionen Roms ist eine bis in die hohe Kaiserzeit verbreitete Tradition von literarischen Untergangsszenarien. Die Erinnerung an die Eroberung durch die Gallier im 4. Jh. v. Chr., die Bürgerkriege des 1. Jh. v. Chr., verschiedene Brandkatastrophen bis hin zum Großbrand Roms 64 n. Chr. und die Unruhen nach dem Tod Neros im Jahr 69 n. Chr. haben eine lange literarische Spur von Textpassagen entstehen lassen, die den Untergang Roms oder zumindest von Teilen der Stadt thematisieren.¹⁵

Ovids Verweis auf Troja und die poetische Behauptung, auch Theben und Athen seien bis auf ihre Namen verschwunden, weist den Weg in den Zeitkontext der Dichtung. Mit diesen Versen wird in augusteischer Zeit ein Deutungshorizont aktiviert, der die Größe Roms auf den Ruinen der älteren Städte, insbesondere dem untergegangenen Troja errichtet:¹⁶ «Jetzt, so erzählt man, erhebt sich das troische Rom» (Verg. *Aen.* 431), die Prophezeiungen des Helenus für Aeneas, dass Troja zukünftig an anderer Stelle wiedererstehen werde, «in einer Flur, die euch freundlicher ist als die Heimat» (439–443), haben sich bewahrheitet. Stadtruinen andernorts sind Grundlage der neuen, weltmächtigen Stadt Rom.¹⁷ Auch der zeitgenössische Properz sieht im Untergang der einstigen Konkurrenzstädte Roms die Vorgeschichte römischer Suprematie: «Und du, altes Veji! Auch ihr wart damals ein Königreich, und auf dem Forum stand ein goldener Sitz. Jetzt ertönt innerhalb eurer Mauern das Horn des trägen Hirten, und auf euren Gebeinen reift der Ertrag der Fluren.» (4,1,27–30). Ein gleiches Schicksal haben Alba Longa und Gabii erfahren, nichts ist von ihnen geblieben (4,34–35). Dieser Gedanke wird von Plinius in seiner Naturgeschichte gespiegelt. Rom habe in der Frühzeit der Könige 53 Gemeinwesen in sich aufgesogen, von denen nichts übrigblieb. Sie seien sämtlich ohne sichtbare Spuren verschwunden (*nat.* 68–70). Da folglich keinerlei Ruinenstädte zu besichtigen sind, erscheint das in der Geschichtsschreibung konstruierte und rein fiktive Bevölkerungswachstum Roms, das durch Zuzug der einstigen Bewohner jener Städte zustande kam, in der frühen Königszeit unanfechtbar.

Zugleich werden als starker poetischer Kontrast die Anfänge Roms

in Erinnerung gerufen, ohne damit allerdings einer Nostalgie und einer Hinwendung zu den idyllischen Zuständen der Frühgeschichte das Wort zu reden.¹⁸ Dionysios von Halikarnassos erinnert sich ebenfalls in augusteischer Zeit an diese Ursprünge: «Ihr Lebensstil aber war der der Hirten, und ihre Unterkünfte waren selbstgebaut auf den Bergen, indem sie sich meistens mit Holz und Rohr Hütten mit natürlichem Dach zusammenzimmerten». Dies lasse sich an der Hütte des Romulus studieren, «die als heiliger Ort von den zu dieser Aufgabe bestellten in ursprünglichem Zustand erhalten wird: Sie fügen ihr nichts hinzu, um sie erhabener zu machen, wenn sie hingegen unter der Witterung oder der Zeit gelitten hat, bessern sie das von ihr Übrige vollständig aus und passen es nach Möglichkeit wieder dem vorherigen Zustand an.» (*ant.* 1,79,11, Übersetzung nach N. Wiater). Die alte Behausung wurde demnach nicht umgebaut, aber sehr wohl durch Erneuerung im ursprünglichen Zustand bewahrt. Auch Ovid spricht mit Blick auf den ersten König Romulus von seinem «Haus aus Binsen und Stroh» (*fast.* 3,184, Übersetzung N. Holzberg) und zeichnet ein Bild bukolischer Ursprünge, das offenbar durch Erneuerung des vergänglichen Baumaterials erhalten wurde. Die zu Properz' Zeit am Purpursaum kenntlichen Senatoren versammelten sich einstmals als «mit Fellen bekleidete Väter, ländliche Gemüter» in der Kurie (4,1,10–11). Diese bäuerliche Welt kann keine bewundernswerten Ruinen hinterlassen, weshalb man die gehegten Orte der bäuerlichen Frühzeit inmitten der blühenden Metropole als bescheidene, aber erhaltene und laufend erneuerte Erinnerungsorte präparierte, die Vergil teilweise in einem Rückblick auf die Frühzeit nennt (*Aen.* 8,337–358). Je eindringlicher der Blick auf untergegangene Welten, auf die «Reste und Erinnerungsmale der Alten», gerät, desto markanter erscheint das architektonisch imposante Rom der Gegenwart.¹⁹ Hinter dem Lobpreis klingt allerdings unter dem aktuellen Zeiteindruck der Bürgerkriege die ständig drohende Gefahr des Untergangs. Vergil erhoffte 40 v. Chr. in seiner 4. Ekloge den Beginn eines Goldenen Zeitalters, blieb aber Zeitzeuge der Bürgerkriege, die – so dichtete es zumindest Horaz zwei Jahre später in Kenntnis der Dichtung Vergils – Rom durch inneren Zwist wieder auf seine Ursprünge zurückgeworfen hatten: «Rom selbst bricht zusammen durch die eigene Kraft [...] Wir, die eine ruch-

lose Generation verfluchten Blutes, werden es vernichten, und von wilden Tieren wird der Boden wieder besetzt werden» (*epod.* 16,1–10). Der Untergang der Stadt ist in Zeiten der Barbarei mit einer Rückeroberung durch die wilde Natur verbunden. Dieses Bild ist poetisch, gründete aber vielleicht auf Anschauung in Ruinenstädten. Der Geschichtsschreiber Diodor übernahm aus seinen Quellen die Vorstellung, das weitgehend zerfallene Babylon bestehe zum überwiegenden Teil aus Ackerland (2,9,9). Die Dichtung kennt Mykene als Ziegenweide (*Anth. Pal.* 9,103).

Die griechischen Autoren der Kaiserzeit bieten ähnliche Bilder von Untergang und Verfall. Dion Chrysostomos, ein engagierter Fürsprecher kaiserzeitlicher Urbanistik, hat in seiner so genannten Euböischen Rede rhetorisch zugespitzt die fiktive Beschreibung einer allmählich untergehenden Stadt formuliert. Sie wird mit ihren Verfallssymptomen der vorbildlich rührigen Landbevölkerung gegenübergestellt.²⁰ In einer Debatte vor der Volksversammlung, in der die Landleute beschimpft werden, sie bebauten und beweideten das Land unerlaubt und mit hohem Profit, findet sich ein aufrechter Bürger, der den Angeklagten zur Seite springt. Man solle die Landleute nicht beleidigen, sondern loben, denn viele Landstücke in der Chora (dem Umland) lägen brach, was kein guter Anblick sei. Man solle die Bauern vielmehr mit finanziellen und steuerlichen Anreizen unterstützen. Selbst in unmittelbarer Nähe der Stadt sei alles «völlig verwildert und ein schrecklicher Anblick wie in tiefster Ödnis». Statt den vorstädtischen Bereich zu nutzen, werde «das Areal innerhalb der Mauern zum größten Teil als Ackerland und Viehweide genutzt». Das Gymnasium sei ein Kornfeld, das Vieh werde auf dem Marktplatz geweidet. Ja im Gymnasium stünden «zur Erntezeit im Sommer die Herakles-Statue und viele andere Standbilder von Heroen und Göttern» – so muss man ergänzen – in hochwachsendem Gras oder Getreide, seien jedenfalls nicht mehr zu sehen. Schafe fielen am Morgen auf die Agora ein und grasten das Terrain um das Ratsgebäude und die Amtslokale ab. Fremde, welche die Stadt erstmals besuchten, spotteten über den Ort oder hätten Mitleid (*or.* 7,34–39). Dieses düstere Bild des Verfalls hat nichts Positives an sich, wie aus neuzeitlicher Perspektive bisweilen unterstellt wird.²¹ Auch Philostrat bietet im frühen 3. Jh. n. Chr.

das Sinnbild einer namenlosen und komplett verlassenen Stadt, das vorgibt, vertraute Erfahrungen der Leser zu treffen. Sein Held Apollonios besucht das Heiligtum des Memnon in Ägypten: «Der Platz, auf dem er steht, gleicht angeblich einer alten Agora, so wie sie in früher bewohnten Städten übrigbleiben, mit Fragmenten von Stelen, Spuren von Mauern, Sitzplätzen, Türpfeilern und Hermesbildern, teils von Menschenhand, teils von der Zeit zerstört.» (*Apoll.* 6,4,1, Übersetzung J. Schreyer). Doch solch allgemeine Beschreibungen verfallener Städte sind selten und können durch einen Satz im *Goldenen Esel* von Apuleius ergänzt werden, wo der Protagonist des Romans in der Nähe von Korinth zu einem Dorf gelangt, «verborgen zwischen den halbverfallenen Spuren einer, wie die Einwohner erzählten, ehemals wohlhabenden Stadt» (9,4). Noch im 4. Jh. n. Chr. bleiben solche Dystopien, formuliert in der Rhetorik der hohen Kaiserzeit, wirksam. Basilios, Bischof im kappadokischen Kaisarea (ehemals Mazaka), malt in düsteren Farben den Untergang seiner Heimatstadt, als diese ihre Funktion als Provinzhauptstadt abgeben musste (*ep.* 75 f.). Ihr Schicksal sei schlimmer als jenes von Städten, die Erdbeben oder Wasserfluten zerstört hätten. Alles sei eine «gewaltige Einöde». Auf der Agora finden sich nur zweifelhafte Gestalten ein, die Gymnasia seien geschlossen und die Nächte unbeleuchtet.²² Die helle, pulsierende Stadt ist in dieser Vision ein düsterer urbaner Raum, in dem selbst die Stoa «finster widerhallen, und gleichsam mit ihrer eigenen Stimme über das Geschehen zu stöhnen» scheinen (*ep.* 74).

Ansonsten findet sich in der uns erhaltenen antiken Literatur – sieht man von verschiedenen Geografen und Pausanias ab, auf die wir gleich ausführlich zu sprechen kommen – eine sehr begrenzte Zahl von namentlich genannten, konkret greifbaren Ruinenstädten, die einzig dazu dienen, in repräsentativer Auswahl sehr allgemein die Vergänglichkeit, die Macht der Natur und Herrschaftswechsel in ihrer Wirkung auf die Entstehung von Stadtruinen zu thematisieren. Doch nirgends werden sie als Orte der Besinnung oder gar der Selbstbetrachtung verstanden, die man als Tourist besuchen könnte. Sie sind nie «autonome Objekte einer ästhetischen Betrachtung um ihrer selbst willen».²³ Der Satiriker Lukian führt als untergegangene Städte Ninive, Mykene, Kleonai und Ilion an, die er vor Charon bei seiner Rundreise gerade wegen ihres rui-

nösen Zustands unbedingt verbergen möchte (*Charon* 23). Die römischen Dichter augusteischer Zeit nennen neben dem allgegenwärtigen Troja ferner die italischen Orte Veji, Alba Longa und Gabii sowie die griechischen Städte Helike, Mykene, Korinth und Theben und das punische Karthago. Mit dieser kleinen Auswahl immer wieder genannter Orte wird signalisiert, dass Ruinenstädte ständige Begleiterscheinung von politischen Veränderungen wie der Vergänglichkeit der Städte sind. Pausanias erläutert in sachlich distanzierter Haltung diese Einstellung in seiner *Periegesis*, einer Rundreise durch die sehenswerten Altertümer des griechischen Festlandes im 2. Jh. n. Chr. Im Kontext der Beschreibung der Ruinen von Megalopolis, hebt er hervor, er habe sich darüber, dass Megalopolis «zu unserer Zeit größtenteils in Trümmern liegt, [...] nicht gewundert, da ich weiß, dass die Gottheit immer etwas Neues schaffen will und dass das Schicksal alles, das Starke wie das Schwache und das Werden und schon Vergangene gleichermaßen verändert und mit starker Gewalt lenkt, wie es ihr Wille ist.» (8,33,1, Übersetzung E. Meyer). Nachdem er an weiteren Beispielen den Niedergang alter Städte (Mykene, Ilion, Ninive, Theben, Orchomenos, Delos, Babylon, Chryse) und die Prosperität neuer Orte (Seleukeia am Tigris, Alexandria) thematisiert, schließt er mit der Formulierung: «So sind die menschlichen Dinge von kurzer Dauer und keineswegs beständig» (8,33,4).²⁴

Diese sehr allgemeine und sehr emotionslos vorgetragene Sicht ohne jede Melancholie, welche die Ruinenbetrachtungen der Neuzeit phasenweise prägten, scheint im Übrigen Jacob Burckhardt in seiner *Griechischen Culturgeschichte* regelrecht erzürnt zu haben. Er nennt die Sätze Pausanias' in seinen Exzerpten verächtlich ein «öde(s) Motiv».²⁵ Burckhardt selbst hat die antike Darstellung griechischer Ruinen enttäuscht und aus der Perspektive des 19. Jahrhunderts mit Trauer erfüllt. Der Niedergang griechischer Orte in römischer Zeit war für ihn Zeichen einer Katastrophe, die das Ende der verehrten griechischen Kultur in ihrem Ursprungsland symbolisierte.²⁶ Immerhin bezog Burckhardt in seine Dekadenztheorie die Vorstellung ein, dass zumindest das geistige Potenzial der hellenischen Kultur den Untergang der griechischen Poliswelt im Mutterland bis in die Neuzeit überlebt hatte. Angesichts der Eigenarten der *Periegesis* überrascht es allerdings nicht, dass er in Pausanias

keinen Gleichgesinnten identifizieren konnte, der ebenfalls einen kompletten Untergang der Poleis in römischer Zeit diagnostiziert hätte. Die Sicht Burckhardts ist Ergebnis eines Antikenbildes, das sich erst neuzeitlich und bezüglich der Einschätzung griechischer Kultur ab dem 18. Jahrhundert ausgebildet hat.²⁷ Für die modernen Gelehrten waren Alexander der Große, die hellenistischen Könige und schließlich die Römer, vor allem aber die inneren Verhältnisse in den Poleis selbst die Totengräber der griechischen Tradition in ihrer Ursprungsregion. Pausanias war hingegen nicht daran gelegen, Schuldige für den Verfall zu identifizieren. Die von ihm beschriebenen Ruinen standen nicht stellvertretend für einen allgemeinen Untergang, sondern erschienen dem Gebildeten durch seine Recherchen und die Vermittlung ihrer Geschichte heilbar.

Dass Pausanias in dem zitierten Passus, in dem er allgemein über die Vergänglichkeit von Städten reflektiert, allein die oben genannten anführt und die zahllosen anderen von ihm in seinem Werk genannten Ruinenstädte unerwähnt lässt, ist demnach bezeichnend. An dieser Stelle der *Periegesis* folgt er den literarischen Konventionen der Zeit. Im Horizont historischer Erfahrung ließ sich am besten anhand der immer gleichen Beispiele das Schicksal von Ruinenstädten auf abstrakter Ebene in einzelnen Facetten ausloten, ohne dass diese Orte selbst besucht werden sollten. Die Vielzahl der übrigen Ruinenstädte ist – sieht man von den beiden zitierten Bemerkungen Senecas ab, in denen er allgemein die Vergänglichkeit aller Städte konstatiert – kein Thema. Unsentimental wird, wie bereits zitiert, von Seneca ihr Vorhandensein als allgemeines Schicksal aller Städte benannt: «Um zu fallen, stehen sie: auf alle wartet dieser Untergang.»

2. Ruinenstädte bei Strabon und
Plinius dem Älteren: Vielfältige Ursachen
für urbanen Untergang

Strabon

Die uns später noch beschäftigende Zurückhaltung der Historiografie gegenüber verfallenen Städten, die wenigen immer wiederkehrenden Ortsnamen und die sehr allgemeinen literarischen Sentenzen über die begrenzte Lebensdauer alles Irdischen, zu dem auch Städte gehören, geben uns nur einen sehr vagen Eindruck davon, wie viele Ruinenstädte es tatsächlich gab. Ein sehr gutes Bild von der Vielzahl der Ruinenstädte bietet die geografische Literatur, allen voran die von dem Schriftsteller Strabon aus dem nordanatolischen Amaseia verfasste *Geografie*. Er hat neben einem umfangreichen Geschichtswerk, das bis auf wenige Spuren verschwunden ist, eine auf 17 Bücher angelegte und regional gegliederte *Geografie* der Mittelmeerwelt in augusteischer Zeit verfasst.²⁸ Neben eigenen Beobachtungen hat er darin zahlreiche ältere, heute nicht mehr erhaltene historiografische und geografische Werke verarbeitet. Von den verschiedenen Autoren sind in erster Linie Homer, Ephoros, Polybios, Artemidor, Poseidonios, die Kommentare zum homerischen Schiffskatalog von Demetrios und Apollodor sowie zeitgenössische Texte wie die *Commentarii* von Agrippa zu nennen.²⁹ Mit Blick auf die Erwähnung von Städten und Siedlungen anderer Art ist bedeutsam, dass entsprechend dem Entstehungskontext seiner Quellen verschiedene Zeitschichten in das Werk eingegangen sind. Es ist nicht immer deutlich, ob Strabon den Zustand seiner Zeit oder den Bestand an Städten früherer Epochen beschreibt.³⁰ Für einzelne Regionen wurde jedenfalls eine recht breite Quellenbasis genutzt.³¹

Für eine systematische Prüfung aller Ortsnamen in Strabons Werk ist hier selbstverständlich kein Platz.³² Oft ist unklar und in vielen Fällen zweifelhaft, ob die von ihm genannten Städte zu seiner eigenen Zeit überhaupt noch Erwähnung verdienten. Zudem ist nicht immer ersichtlich, aus welchen Gründen er manche Orte für namentlich erwähnens-

wert hält und über andere schweigt. Viele Orte, die epigrafisch oder numismatisch bekannt sind, fehlen bei ihm ganz, für andere, die er nennt, gibt es wiederum keine Belege in Quellen anderer Art. Der Geograf hat klare Vorstellungen von unterschiedlichen Zeitschichten, in denen Städte entstehen. Mythische Gründungen, Kolonien und Neugründungen von archaischer bis in römische Zeit werden miteinander verflochten, können aber vom Leser historisch geordnet und chronologisch voneinander getrennt werden.³³ Im Hinblick auf die Entstehung und den Untergang von Städten wurde das geografische Werk bisher vor allem daraufhin studiert, welche Orte Polisstatus hatten oder Selbstverwaltungseinheiten nach römischem Muster waren, mithin politisch selbstständig oder abhängig waren, und welche Städte einen Statuswechsel vollzogen.³⁴ Bisweilen wurde zumindest am Rande registriert, dass Strabon den Untergang von Orten oft anspricht, aber eine genauere Autopsie dieser Passagen wurde bislang nicht unternommen.³⁵ Strabon ist allerdings für die Frage, in welchem Umfang Ruinenstädte existierten und wahrgenommen werden, von großem Wert. Für uns ist nämlich von vorrangigem Interesse, dass Strabon den Ruinenstädten besondere Aufmerksamkeit schenkt. Es muss hier genügen, mit detailliertem Blick auf ausgewählte Textabschnitte einen Gesamteindruck davon zu vermitteln, in welchem Umfang, mit welchen Schwerpunkten und aus welchen Gründen Ruinenstädte in seinem Werk Berücksichtigung finden.

Sein Interesse an Ruinenstädten wird von ihm bereits in der Vorrede ausdrücklich begründet. In seinem Prooimion legt Strabon ausführlich davon Zeugnis ab, welchen geografischen Traditionen er sich verpflichtet fühlt. Andere Autoren werden auf ihren Wert geprüft und ihre geografischen Modelle einer kritischen Würdigung unterzogen. Schließlich bemerkt er, dass er selbst sich auf die bewohnte Welt konzentrieren möchte (1,3,13–16). Das Land wird vom Meer, von den Flüssen und den Gebirgen gestaltet, welche bei der Erstellung von Karten die Strukturierung erleichtern. Die chorografischen Karten der Oikumene – wie man die bewohnte und bewohnbare Welt seit dem 5. Jh. v. Chr. bezeichnete – wimmeln geradezu von Kontinenten, Völkern, Städten und «anderen Mannigfaltigkeiten (*poikilmata*)». ³⁶ Jede Örtlichkeit, so Strabon weiter, besitze seine eigenen Vorzüge und Nachteile (*aretai/kakiai*), deren Ein-

fluss auf die Siedlungsgeschichte teils naturgegeben, teils menschengemacht seien. Die eine Stadt umgebende Natur bleibe konstant bestehen, menschliches Handeln könne sich hingegen ändern. Die unterschiedlich erfolgreiche Geschichte der Orte ist demnach eine bedeutende Größe, die in seiner Perspektive Beachtung verdient.

Mit diesen allgemeinen Ausführungen spielt er, wie sich aus dem Folgenden ergibt, auf Städte an, die einst von Menschen errichtet wurden, eine gewisse Zeit existierten, aber mittlerweile aufgegeben wurden.³⁷ Ausführlich fährt er fort:

«Aber auch von letzteren muss man diejenigen aufführen, die längere Zeit instand bleiben können oder auch die, die zwar nicht lange standgehalten, aber anderweitig irgendeine Prominenz (*epiphaneia*) und Berühmtheit (*doxa*) besessen haben, die in späterer Zeit fortbesteht und dadurch macht, dass etwas vom Menschen Geschaffenes, auch wenn es nicht mehr existiert, gewissermaßen an den Orten haftet; somit ist klar, dass man sie auch erwähnen muss. Lässt sich doch von vielen Städten sagen, was Demosthenes von denen um Olynthos gesagt hat, die, sagt er, so gründlich zerstört seien, dass einer, der dorthin komme, nicht einmal erkennen könne, ob sie jemals gegründet worden seien; aber trotzdem sind die Leute glücklich, diese und andere Orte zu besuchen, weil es sie verlangt, wenigstens noch die Spuren der so allgemein gefeierten Taten zu sehen, ebenso wie die Gräber berühmter Männer. So erwähnen wir auch nicht mehr bestehende Bräuche und Verfassungen; bei ihnen fordert dazu auch, ebenso wie bei den Taten, der Nutzen auf: geht es dabei doch entweder um Vorbilder zur Nachfolge oder um Abschreckung von dergleichen.» (1,3,17).

Die untergegangenen Städte verdienen laut Strabon nicht wegen der zerfallenen Architektur Aufmerksamkeit, sondern wegen der mit den Orten verbundenen Taten und Handlungen der ehemaligen Bewohner, die an den wie auch immer gearteten Hinterlassenschaften, vor allem am Ort selbst haften. Daher genügt es, wie das Beispiel des nordgriechischen Olynth vergegenwärtigen soll, wenigstens Spuren der Stadt oder einzelne Gräber zu sehen oder besser zu imaginieren. Sein Hinweis, dass «die Leute glücklich [sind], diese und andere Orte zu besuchen», sich mithin in die Ruinenstädte selbst zu begeben und diese zu besichtigen, kann sich

nur auf Betrachtungen in Form literarischer Lektüre über die Ruinenstädte beziehen. Weder in seiner *Geografie* noch in der übrigen Literatur findet sich ein Hinweis darauf, dass antike Zeitgenossen solche Reisen tatsächlich unternahmen. Prominenz und die Berühmtheit der verlassenen Orte gründet nicht auf ihren einstigen architektonisch gestalteten Stadtprospekten, sondern abstrakt auf den politischen, religiösen und sozialen Handlungen der Bürger, die Strabon zufolge von historischem Gewicht seien. Von diesen, so kann man ergänzen, hat man aus Erzählungen und der Literatur Kenntnis. Zerfallene Stadtmauern, Tempel oder Theater werden hier nicht als staunenswerte Ruinen betrachtet, sondern selbst spärliche Überreste symbolisieren die historisch-politische Bedeutung einer untergegangenen Stadt, die aus der Überlieferung bekannt ist. Alte Bräuche, Verfassungen und die Taten berühmter Männer adeln solche Ruinen. Die inhaltliche Bedeutung von *epiphaneia* und *doxa* hat sich anscheinend durch den Zerfall der Architektur von den materiellen Überresten gelöst. In einer blühenden Stadt sind urbane Erscheinung und lebendige Bürgerschaft zwei sich gegenseitig spiegelnde Seiten. Diese Vorstellung findet sich auch in griechischen Inschriften. In ihnen ist mit dem äußeren Glanz der Stadt (*epiphaneia tes poleos*) die gelungene Mischung aus visueller Gestaltung des Stadtbildes und vorbildlichem Verhalten der Bewohner gemeint.³⁸ In Kleidung, Bewegung, Festkultur und politischer Zusammenkunft spiegeln die Bürger im Habitus die strahlende architektonische Kulisse. Naheliegenderweise hat daher die zerfallene Architektur der Ruinenstadt ohne die Menschen, die sich in ihr einstmals bewegten, keinen Erinnerungswert an sich. Die Ruine bietet allenfalls einen Anstoß, an die Geschichte der hier lebenden Menschen zurückzudenken, besitzt aber keinen Eigenwert, der ermuntern könnte, romantisch oder nostalgisch das einstmals intakte Bauwerk oder die Gestaltung des städtischen Raums zu erinnern. Dieser Blick unterscheidet sich vollständig von den Wahrnehmungen neuzeitlicher Ruinentouristen. Strabon hat nicht den urbanen Raum, sondern die einstige Bürgergemeinde und ihre historisch-politischen Handlungen im Sinn.

Dass diese Sicht für die Antike typisch ist, verdeutlicht auch der kaiserzeitliche Rhetor Dion Chrysostomos, auch wenn dies auf den ersten Blick anders wirkt:

«Eher zeugen noch die Steine von der Ehrwürdigkeit und Größe Griechenlands, die Trümmer der Gebäude; denn die Leute, die sie bewohnen und verwalten, möchte man nicht einmal als Nachfahren der Myser [ein westkleinasiatisches Volk, das sich um Zugehörigkeit zum hellenischen Kulturkreis bemühte] gelten lassen. Deshalb scheinen mir im Vergleich zu den Städten, die auf diese Weise bewohnt werden, die vollends vernichteten Städte besser wegzukommen. Denn unversehrt lebt ihr Gedächtnis fort und das Ansehen tüchtiger Männer früherer Zeiten wird durch nichts entstellt. Wie es, glaube ich, auf jeden Fall auch besser ist, dass die Leichname der Toten beiseitegeschafft sind und niemand sie mit eigenen Augen verwesen sehen muss.» (or. 31,159 f., Übersetzung J. Schreyer)

Die Assoziation der teilruinierten Städte und ihrer kümmerlichen Bevölkerung mit verrottenden Leichen wird den komplett verschwundenen Städten gegenübergestellt, deren Ansehen sich längst von den Trümmern gelöst hat und die gar nicht mehr angeschaut werden, selbst als Ruinenstädte verschwunden zu sein scheinen. Das ätzende Bedauern über den urbanen Niedergang der griechischen Welt enthält implizit den Wunsch, dass wieder eine blühende Stadtlandschaft entstehen möge: Die in den Städten vorhandenen Überreste alter Zeit können diesen Makel des Zerfalls nicht aufwiegen.

Ganz ähnliche Gedanken finden sich bei seinem Zeitgenossen Aelius Aristides, für den ebenfalls die kaiserzeitliche Urbanistik das Maß aller Dinge ist, nicht die untergegangenen Städte und mythografisch aufgeladene Ruinen. Gerade diese können mit der Qualität prosperierender Städte nicht auf gleicher Stufe stehen. Als er in rhetorischer Zuspitzung die Zerstörung von Rhodos durch ein Erdbeben schildert, verweist er auf solche defizitären Orte mit architektonischen Überresten und Ruinenvierteln, die wortreich von Fremdenführern erklärt werden. Von diesen blieben «hier ein Herrscherpalast und dort einige Gemächer [...] und auch einige Teile der Städte [...] und man könne sagen, dass sie von größeren zu kleineren Städten geworden sind. Hier aber ist nicht einmal so viel übriggeblieben, dass ein Fremdenführer darin wohnen könnte. Und dort könnte man ein Grabmal und ein Siegesmal sehen, hier aber ist nicht einmal ein Grab unbeschädigt» (or. 25,10, Übersetzung R. Klein). Die Stadt Rhodos sei derart zerstört, dass zu befürchten sei, zukünftig

könnten wie andernorts «die Mythenerzähler [...] den Erben der Nachwelt erzählen, dass es einst auch ein Rhodos gegenüber Karien» gegeben habe (25,31). Im noch intakten Rhodos «war es möglich, klar erkennbar zu sehen und nicht nur zu hören, wie die Stadt war.» Der visuellen Autopsie urbanen Glanzes ohne wortreiche Fabulierkunst der Führer, die ruinierte Überreste erklären, gebührt unzweifelhaft der Vorrang. Alles möge wieder so erscheinen, «wie Teil einer eben fertiggestellten Stadt» (25,10). Die Trümmer glichen hingegen einem «unansehnlichen Gebirge anstelle einer Stadt». In einer anderen Rede von Aelius Aristides findet sich die gleiche Einschätzung. Als Smyrna durch ein Erdbeben zerstört wurde, betont er, dass allein eine erneuerte urbane Ausstattung den Verlust der Stadt heilen kann. Das verheerte Smyrna sollte in neuer Pracht wiedererstehen, andernfalls drohe es wie andere Stadtruinen der griechischen Welt «in den Rang eines Mythos» abzustiegen (20,6). Vor dem Hintergrund der aktuellen Erdbebenkatastrophe, nach der Aelius Aristides engagiert den Wiederaufbau anmahnt, macht er deutlich, dass eine dauerhafte Ruinierung die eigentliche Katastrophe wäre. Gegenstand mythischer Erzählungen zu werden, ist für ihn das denkbar schlechteste Schicksal, das eine Stadt ereilen kann. Dies impliziert, dass Relikte und verfallene Überreste älterer Zeiten nur in einem nach zeitgenössischen Standards blühenden Stadtprospekt ihren Wert haben.

Schon Strabon hebt zwar hervor, dass die Zeitgenossen bei untergegangenen Städten immerhin die Taten der ehemaligen Bewohner in Erinnerung behalten. Bei Lektüre seines Werks fällt allerdings auf, dass er bei nur sehr wenigen der zahlreichen Ruinenstädte an diese im Prooimion formulierten Gedanken anknüpft. Er nennt zwar die Namen zahlreicher Ruinenstädte, aber ausführliche Erläuterungen zur Geschichte, zu Gründungslegenden, bedeutenden Bauten und herausragenden Persönlichkeiten sind allein den noch blühenden Städten vorbehalten. Er erinnert bei Ruinen mit wenigen Ausnahmen weder an die Verfassungen, die ehemaligen Bewohner, die einst üblichen Bräuche oder gar die Gräber bedeutender Persönlichkeiten. Im Fall des italischen Kyme erwähnt er immerhin, dass «Reste der griechischen Ausstattung, heilige Zeremonien und Gebräuche» erhalten seien (5,4,4), das iberische Mainake «zeigt in Ruinen noch griechisches Gepräge» (3,4,2), und das un-

weit gelegene Odysseia – eine angebliche Gründung des Odysseus – habe noch ein Athena-Heiligtum (3,4,3). Andere verschwundene Städte wie Hellene und Amphilochos, von denen ältere Autoren Kenntnis hatten, sind ebenfalls allein aufgrund ihrer angeblichen Verbindung zu griechischen Mythen erwähnenswert. Solches treffe auch auf Atria im Norden der Adria zu, das als ehemalige griechische Gründung einst bedeutend war (5,1,8). Gleiches gelte für Caere, eine alte Gründung der legendären Pelasger unter dem Namen Agylla, von der «nur noch Spuren erhalten» seien (5,2,3). Die ehemals wichtigen Samnitenstädte Bovianum, Aesernia, Panna und Telesia seien zu seiner Zeit unbedeutend, aber wegen der Macht und des Ruhms Italiens zu nennen (5,4,11). Nur eigene Autopsie bietet Strabon Gelegenheit, mehr Worte über die Ruinen zu verlieren. Bei der von ihm selbst besuchten etruskischen Stadt Populonia erinnert er mit Blick auf beachtliche Ruinen von Stadtmauer und Wohnbauten an ihre einstige Bedeutung (5,2,6).

Beim Großteil der anderen Ruinenstädte des westlichen Mittelmeers sowie bei einigen von ihnen im Osten handelt es sich um Orte, in denen einst «Barbaren» lebten, die unterworfen wurden und erst im Anschluss zivilisiert worden seien. Ihre Städte eignen sich demnach gar nicht dazu, die Ruinen eingehend zu würdigen, um – wie im Prooimion betont – an «allgemein gefeierte Taten» ihrer einstigen Bewohner zu erinnern. Seine Arbeit an dem heute verlorenen Geschichtswerk mag seine Sicht auf unterworfenen Völker sowie Stämme gelenkt und die Verarbeitung älterer Autoren zumindest partiell beeinflusst haben. Auch folgt er ganz dem zeitgenössischen ethnografischen Diskurs, demzufolge die Unterworfenen einst barbarisch gelebt, ja sogar – um zwei pointierte Beispiele zu nennen – in selbst gegrabenen Höhlen unter Misthaufen (7,5,6) gewohnt hätten oder selbst von Räubern als Räuber bezeichnet worden seien (7,5,12). Erst die römische Eroberung habe in vielen Regionen zur Zivilisierung geführt.³⁹ Der Geograf hat dabei durchaus eine Stadtgeschichte vor Augen, die nicht einfach auf eine bipolare Gegenüberstellung Barbarei vs. Zivilisation beschränkt ist.⁴⁰ Strabon hebt hervor, dass ein Großteil der Ruinenstädte darauf zurückzuführen sei, dass die Völker – wie in Iberien – in zurückliegenden Zeiten häufig ihre Siedlungsplätze verlassen hätten, um sich andernorts niederzulassen (3,4,19).⁴¹ Die

Dynamik der geografischen Stadtstrukturen sei ferner wesentlich von stetig wechselnden Machthabern verursacht, da «sich sowohl das Ganze als das Einzelne infolge der wechselnden Macht der Herrschenden wandelt» (9,5,3–4; vgl. 7,5,6). Auch in den kleinasiatischen Regionen Bithynien und Lydien zeige sich beispielhaft die wechselvolle Geschichte der Völker und Herrscher, deren Unübersichtlichkeit auch durch mangelnde Sorgfalt der Historiker bedingt sei (12,4,6; 12,8,7).

Diese Allgemeinplätze zum Wandel der Siedlungsstrukturen werden durch Strabons gesamtes Werk hindurch am Beispiel verschiedener Völker und Herrschaftsräume kontinuierlich illustriert. Der Autor spricht mit Blick auf die einzelnen Landschaften allgemein von Untergang und Vernichtung ganzer Gemeinschaften und ihrer Städte, von denen bisweilen wenigstens einzelne namentlich genannt werden. Überschaubar man die rund 230 Passus, an denen eine oder mehrere Ruinenstädte genannt werden, bleibt es daher meist bei kurzen Erwähnungen, die bisweilen in den historischen Kontext eingeordnet werden, die zur Zerstörung führten. Eine besondere Stellung nehmen die Städte ein, die im Zuge der römischen Expansion untergingen. Diese Untergangsszenarien betrafen beispielsweise Städte der iberischen Stämme und deren Ortschaften in Lusitanien und bei den Keltiberern (3,3,5; 3,8; 4,13). Solches Städteterben sei ebenso in der Frühgeschichte Roms zu beobachten, in der verschiedene Völker auf der italischen Halbinsel von Ruinierung betroffen waren.⁴² Auch auf der östlichen Seite der Adria wurden in Illyrien, dessen «Land zur Schafweide gemacht wurde» (7,5,5), bei den Dardanern (Vardaeer) (5,6), den Skordiskern in Istrien (5,12) und bei Stämmen sowie in 70 Städten in Epirus (7,3; 7,8–9) von römischen Feldherren massive Zerstörungen angerichtet. Bei anderen Stämmen wie den Lynkestern, Brygern, Deuriopern oder Pelagonen sind die einstigen Städte Strabon zufolge «meist öde [...] und nur noch Dörfer und Ruinen» (7,7,8–9). In Griechenland waren vor allem die Regionen Lokris (9,4,10–11) und Thessalien (5,3–4) betroffen. In Kleinasien finden sich solche summarischen Hinweise auf ruinierte Städte in Kilikien (10,4,9), Kappadokien (12,3,28), Bithynien (4,6) und Phrygien, wo sich trotz glanzvoller Geschichte «nicht einmal Spuren von Städten bewahrt» haben (5,3). Auch die westkleinasiatische Äolis (13,2,6) oder die Gebirge

Isauriens (14,3,3) sind vom Niedergang der Städte betroffen. Weiter Richtung Osten litten auch Landschaften Syriens und am Jordan (16,2,18; 18). In Nordafrika sind für Strabon Verwüstungen phönizischer Städte und solcher in Mauretanien bemerkenswert (17,3,3; 17,3,8; 12). Viele dieser Untergänge betreffen Stämme und Völker, über deren Siedlungsgebiete die Römer ein Netz aus neuen Städten legten. Es sind wilde Gegenden, deren Bewohner, wie bereits angedeutet, oft keinen «Sinn für Gemeinschaft und Menschlichkeit» besaßen und von den Eroberern domestiziert und urbanisiert wurden (z. B. 3,3,5; 3,3,8), indem die verstreut in kleineren Orten Lebenden in Neugründungen angesiedelt wurden (3,2,15).

Solches gelte auch für das von Augustus gegründete griechische Nikopolis, in dem die Bewohner heruntergekommener Orte der Region angesiedelt worden seien (7,7,6). Mit dieser Stadtgründung bewegt sich die *Geografie* Strabons allerdings bereits in Regionen der griechischen Welt, die anders als die Gebiete barbarischer Stämme aufgrund einer historisch weit zurückreichenden Stadtgeschichte von einem dichten Geflecht von Ruinenstädten überzogen sind, die zum Teil weit in mythische und frühere historische Zeiten zurückreichen. Ein besonderer Schwerpunkt der von Strabon namentlich genannten Ruinenstädte liegt erkennbar auf der griechischen Welt und Kleinasien, mithin auf der aus Perspektive Strabons zivilisierten und historisch bis in mythische Frühzeit hinaufreichenden Region, die ihm besonders vertraut war.

Die hier besonders gut greifbare Konstruktion verschiedener Zeitschichten von der mythischen Zeit bis in die Zeit römischer Expansion ist elementar für Strabons Vorstellungen der Siedlungsgeschichte.⁴³ Gerade die Wanderungen unterschiedlicher Völker und Stämme, über welche griechische Geografen intensiv debattierten, bewirkte eine Siedlungsdynamik, die von vielen Ruinen begleitet war. Sie verdienen daher nach den Kriterien der Einleitung in die *Geografie* mehr oder weniger lange Notizen. Im übrigen Griechenland stellt sich dem Geografen die wichtige Aufgabe, die mythische Frühgeschichte des 2. Jahrtausends v. Chr., mithin den Untergang homerischer Orte zu registrieren, war Homer doch in Strabons Augen ein wichtiger Gewährsmann zur frühen *Geografie* der Welt.⁴⁴ Auch sind sie erwähnenswert, weil andere mythi-

sche Legenden wie diverse jüngere historische Konflikte der griechischen Geschichte mit ihnen verbunden werden, demnach vorzüglich unterschiedliche Zeitschichten der Ruinierung miteinander zu kombinieren und zu erläutern sind. Weitere rund 50 Ruinenstädte solcher Art, die hier nicht einzeln aufgelistet werden sollen, werden in den Büchern 10–12 für Euböa, Ätolien/Akarnanien, Kreta, die Inseln und die östlichen Landschaften Kleinasiens sowie Bithynien oder Phrygien nach denselben Auswahlkriterien aufgeführt. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Strabon schließlich dem westlichen Kleinasien, da die für diese Region von Homer im Schiffskatalog genannten Orte besonders zahlreich sind (*Il.* 2,816–877).⁴⁵ Lucan wird später in seinem Bürgerkriegsepos den schon erwähnten Besuch Caesars in der Troas beschreiben (9,950–999; s. o. S. 42 f.) und angesichts der zunehmend verfallenen Ruinen der Gegend vermerken, «kein Stein ist ohne Namen» (973). Neben den griechischen Landschaften werden schon bei Strabon für diese Region die meisten Ruinenstädte genannt, wofür er einleitend im 13. Buch um Nachsicht bittet. Die Region sei nun einmal wegen der homerischen Epen und anderer mythografischer Texte besonders berühmt, seine Ausführlichkeit sei demnach nicht ihm anzulasten. Schon viele ältere Autoren bieten «nach Kenntnis der berühmten Dinge aus der Vergangenheit» Detailreichtum, obwohl die Region ganz besonders von Ruinen und Verödung betroffen sei (13,1,1) – oder gerade deswegen. Da Homer allerdings vielfach unklar bleibe und die älteren Autoren zweifelhafte Lösungen boten, sei umsichtige Klärung zur Geschichte der Völker und untergegangenen Städte angeraten.⁴⁶ Wenn er in der folgenden Darstellung Ruinenstädte erwähnt, kombiniert er wie bei der Beschreibung Griechenlands homerische Namensnennung, Gründungen überlebender Trojaner, Wanderungen der Völker, später ausgeschmückte mythische Legenden und historische Ereignisse wie Kriege oder Umsiedlungen miteinander. Demetrios von Skepsis mit seinem Homerkommentar aus 30 Büchern dürfte für viele Bemerkungen eine der wichtigsten Quellen Strabons für die Region gewesen sein.⁴⁷ Ähnliche historische Schichten von Ruinenstädten werden anschließend im 14. Buch für Ionien, Karien, Lykien und Kilikien geschildert, die homerische Geografie tritt dabei jedoch in den Hintergrund.⁴⁸

Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, dass im 14. Buch mit seiner Orientierung auf den Osten der Mittelmeerwelt die Zahl der Ruinenstädte deutlich abnimmt. Dies hängt zweifellos damit zusammen, dass zum einen der Westen im 13. Buch schon großflächig erfasst worden ist und zum anderen die Siedlungsdichte im zentralen und östlichen Anatolien sowie den östlich angrenzenden Gebieten rasch abnahm.⁴⁹ Auch die Qualität der Vorlagen dürfte in Hinsicht auf erwähnte Ruinenstädte deutlich schwächer und weniger auskunftsfreudig gewesen sein. Dies zeigt sich auch im 15. und 16. Buch, wo nur sehr vage von den 1000 Städten Indiens gesprochen wird (15,1,19), aber die umfangreichen Stadtrüinen, die Alexander der Große hinterließ, keine besondere Aufmerksamkeit finden. In Vorderasien konzentriert sich Strabon auf die Zerstörung von Persepolis (15,3,6), den Niedergang Babylons (16,1,2), das Verschwinden des legendenhaften Ninos (Ninive) (16,1,3–5) und Seleukeias am Tigris sowie deren Nachfolgerin Ktesiphon (16,1,16). Mehr Informationen fand Strabon für Syrien vor, das von Pompeius erobert worden war, der sich selbst als Städtezerstörer feierte (16,2,18; 40). Im Süden hatte Alexander der Große Gaza zur Ruine gemacht. Und Strabon nennt dreizehn Städte am Toten Meer, darunter das biblische Sodom, die untergegangen seien (16,2,44). Festeren Boden hat der Geograf offenbar im 17. Buch unter den Füßen, denn Ägypten hatte er selbst bereist, den Präfekten Aelius Gallus auf einem Feldzug nilaufwärts begleitet (2,5,12) und eine ergiebige literarische Überlieferung als Referenz zur Hand.⁵⁰ Bei der blühenden Metropole Alexandria gab es verlassene Heiligtümer (17,1,10), die der Gründung von Nikopolis durch Augustus zum Opfer gefallen sind. Thonis, wo einst Menelaos und Helena aufgenommen worden seien, ist als Stadt verschwunden (17,1,16), Helioupolis weitgehend Ruine (17,1,27–29). Bei Memphis liegen die Paläste in Trümmern (17,1,32), und Abydos ist stark geschrumpft (17,1,42). Das Ammon-Orakel ist so gut wie verlassen (17,1,43), und dem Besucher werden die Spuren der einstigen Größe von Theben gezeigt (17,1,46). Napata in Äthiopien ist zerstört (17,1,54). Im anschließenden Passus zu Libyen, das im Westen am Atlantik beginnend beschrieben wird, erwähnt Strabon die Nachricht von 300 Städten der Phönizier, die angeblich untergegangen seien, was er jedoch für pure Erfindung hält (17,3,3). In Mauretanien gibt es wider-

sprüchliche, auf Eratosthenes zurückgehende Angaben zum Untergang von Städten, von denen angeblich keine Spur mehr vorhanden ist (17,3,8). Siga und Zama sind zerstört (17,3,9), und viele weitere Ortschaften werden als «teils völlig zerstört, [...] teils halb niedergerissen» genannt (17,3,12). Diese Stadtruinen sind Folge der Kriege, welche die Römer in Nordafrika führten, ebenso wie die Ruinen nahe Karthago (17,3,16). In den Büchern 14–17 erwähnt Strabon demnach eine Vielzahl von Städten, aber Ruinen treten deutlich in den Hintergrund. Die oben erwähnten zahlreichen Ruinenstädte Vorderasiens etwa waren ihm und seinen Vorlagen ebenso wenig bekannt wie die alten Ruinen des 2. Jahrtausends v. Chr. in Ägypten. Allein Berichte über die hellenistischen Könige, die römischen Eroberungen eines Pompeius oder Aelius Gallus sowie die Nachrichten über die Punischen Kriege und die folgenden Konflikte boten ihm Material, das die älteren Geografen ergänzen und korrigieren konnte.

Der obige Ausschnitt aus den insgesamt rund 230 Passagen, in denen Strabon den endgültigen Untergang von Städten schildert, zeigt ein farbiges Bild von Ruinenstädten in antiken Kulturen. Aus einer Lektüre Strabons konnte der antike und kann der heutige Leser eine vielschichtige und vielgestaltige Ruinenlandschaft im Mittelmeerraum studieren. Es gab die Ruinen von Völkern und Stämmen, die durch andere Völker vernichtet und durch Neugründungen ersetzt wurden. Die mythischen Gründungen aus der Zeit vor dem Trojanischen Krieg wurden teilweise ebenso aufgegeben wie einige nach dem Krieg entstandene Städte, denen ebenso wie einigen Koloniegründungen in archaischer Zeit und hellenistischen Städten eine begrenzte Lebensdauer beschieden war. Zerstörungen durch die Perser, im Zuge innergriechischer Konflikte und als Folge der römischen Expansion nehmen einen hohen Stellenwert ein.

Mit Erstaunen betrachtet Strabon angesichts dieser Optionen das Phänomen, dass Städte, die eigentlich an ungünstiger Lage gebaut worden waren, bewohnt bleiben. Erwähnt sei nur das von ständigen Erdbeben heimgesuchte Philadelphia in Lydien, deren Bürger die eigene Stadt wegen der ständigen Ruinierung meiden und eher auf dem Land wohnen (12,8,18). Hier hat man «nicht einmal verlässliche Hausmauern, sondern täglich beben sie irgendwie und klaffen auseinander, und stän-

dig ist man dort damit beschäftigt, sich an das anzupassen, was mit der Erde geschieht, und das Bauen darauf abzustimmen». Das karische Kaunos, dessen Bewohner unter dem ungesunden Klima litten und wie wandelnde Leichen aussähen, war Spott der Dichter (14,2,3; Mela 1,83). Mazaka in Kappadokien habe ebenfalls denkbar schlechte topografische Bedingungen, sei aber ein strategisch wichtiger Kriegsort. Alles sei «schlecht beschaffen für die Gründung einer Stadt: es hat kein Wasser und keine natürliche Befestigung und [...] auch keine Mauern [...]. Auch das Gebiet rings um die Stadt ist vollkommen unfruchtbar und unbebaut, [...] so dass die Lebensmittel von weither herangeschafft werden müssen» (12,2,7). Allein als Heerlager sei es daher von den Königen erhalten worden.

Diese Überlegungen Strabons über besonders schlecht gelegene Orte haben allerdings eine weit zurückreichende Tradition. Schon Hesiod nennt seinen Wohnort Askra «ein elendes Nest, das schlimm ist im Winter, drückend im Sommer und niemals erfreulich».⁵¹ Und noch im späten 3. Jh. n. Chr. erinnert Menander Rhetor in seiner Anweisung zum Städtelob an diesen Passus Hesiods und weiß von der äußerst schlechten Lage einiger Städte. Es gelte, eine solche schlechte Lage in einer Lobrede zu entschärfen, indem der Redner etwa darauf hinweise, die Bewohner seien aufgrund der schlechten Lebensbedingungen «philosophisch und hart» geworden (1,11,4) und an anderen Orten lebe es sich klimatisch noch schlechter. Gleiches gelte für den Vergleich mit den Nachbarstädten. Offensichtliche Makel sollten wortreich in Vorzüge umgewandelt werden (1,11,12–14). Dies sei auch zu beachten, wenn die Stadt durch Umsiedlung und Aufgabe einer alten Stadt, die Ruine wurde, entstanden sei. Unter den Ursachen solle man keinesfalls irgendwelche Katastrophen nennen: «Wenn die Gründe für die Umsiedlung unglücklich sind, sollst du diese so gut wie möglich verbergen, so bei Erdbeben, Eroberungen, Epidemien und dergleichen; wenn sie jedoch gut sind, sollst du sie als Lobmaterial verwenden.» Im Vordergrund solle in beiden Varianten stehen, dass die Stadt «größer und schöner wurde» (1,15,14 f., Übersetzung K. Brodersen). Die ungeheure Vielfalt städtischer Charakteristika bezüglich Lage, Alter und aktuellem Zustand, die Menander vor Augen hatte, belegt eindrucksvoll, dass er von seinen Zeitgenossen er-

II. Ruinenstädte in antiker Wahrnehmung

wartete, dass die Aufgabe alter Orte nicht nur ein bekanntes Phänomen war, sondern dass sich das Scheitern einer Stadt auch ins Positive wenden ließ. Die dabei entstehenden Ruinenstädte wurden aus der Wahrnehmung eliminiert, indem die Bürger sich auf das Neuentstandene konzentrieren konnten.

Die Bemerkungen Strabons zeigen, dass die Aufgabe von Städten auch für den Geografen kein Unglück war, sondern neue Möglichkeiten erschloss und attraktive Alternativen bereitstanden, wenn umsichtig geplant wurde. Ruinenstädte – aus welchen Gründen sie auch immer entstanden – sind für Strabon nicht unbedingt Symbol urbaner Katastrophen, stand ihnen doch eine ungleich größere Zahl an erhaltenen und prosperierenden Städten gegenüber. Für den Geografen ist diese Dynamik urbanen Wandels positiv konnotiert. Wie in seinem Prooimion im Urteil neutral formuliert, kam es einzig darauf an, eine Erinnerung an verlassene Orte zu erhalten – aber eben nicht an die architektonischen Überreste, sondern an die Taten der dort einst lebenden Menschen, sofern sie Anerkennung verdienten oder als abschreckendes Beispiel Anschauungsmaterial für besseres Handeln lieferten. Melancholie, Nostalgie, romantische Besinnung oder ein allgemeines Lamento über den Niedergang von Kulturen haben in dieser Wahrnehmung der Ruinen wie diese selbst keinen Platz. Möglicherweise vorhandene Trümmer der alten Bauten verdienen keine Würdigung und lohnen keinen Besuch.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de